

Werk

Titel: Magazin der neuern französischen Literatur; Magazin der neuern französischen Literatur

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556507851_0001

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851_0001

LOG Id: LOG_0128

LOG Titel: Magazin der neuern französischen Litteratur : Sechstes Stück

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556507851

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556507851>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Magazin

der

neuern französischen Litteratur.

Herausgegeben

von

Wilhelm Gottlieb Becker.



Sechstes Stück.

Leipzig,

bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

1780.

Inhalt.

I. Auszüge.

- I. Beschluß der Erklärung des Fragments von Sanchoniaton 1c. S. 482
- II. L'observateur anglois &c. Tom. IV. S. 513
- III. Recueil des meilleures pieces dramatiques faites en France depuis Rotrou jusqu' à nos jours, ou le Theatre françois. Tragédies, Tomes I et II. Lyon, 1780. S. 520
- IV. Fortgesetzte Geschichte der Schriften von den Genfer Streitigkeiten, seit dem Jahre 1779. S. 535

II. Kurze Nachrichten.

1. Dictionnaire de Physique, par M. Sigaud, Paris, 1781. S. 548
2. Essai sur l'art d'imiter les eaux minerales; ou de la Connoissance des eaux minerales, &c. Par M. Duchanoy, Paris, 1780. S. 551
3. Recherches physiques sur le feu. Par M. Marat, Paris, 1780. S. 553
4. Essai sur les alimens pour servir de Commentaire aux livres diététiques d'Hypocrate; &c. Paris, 1781. S. 556
5. Recherches sur la rage par M. Andry. Paris, 1780. S. 556
6. Recherches et observations sur les loix feudales, sur les anciennes conditions &c. Par M. Doyen. Paris, 1780. S. 557
7. Theatre à l'usage des jeunes personnes. Tome II. Paris, 1780. S. 560

Innhalt.

8. De la litterature allemande; des defauts qu'on peut lui reprocher; &c. Berlin, 1780. S. 564
9. L'homme de ma Connoissance, comédie en 2 actes et en prose. Par M. Mercier. Paris, 1780. S. 565

III. Uebersetzungen.

1. Les nouvelles decouvertes des Russes entre l'Asie et l'Amerique, traduit de l'anglois de M. Coxe, Paris, 1781. S. 566
2. Les amours et la mort de Didon, poëme traduit de Virgile, par M. L***. Paris, 1780. S. 568
3. Histoire universelle, depuis le commencement du monde jusqu' à présent, &c. Tomes XX. S. 569

Anhang.

1. E hymische Aufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften für die Mitglieder dieser Klasse. S. 570
2. Preisaufgabe der Universität von Paris. S. 570
3. Von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften in Paris. S. 571
4. Von der französischen Akademie. S. 571
5. Von der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Chalons an der Marne. S. 571
6. Von der medicinischen Fakultät zu Paris. S. 572
7. Eloge des Dauphin. S. 572



Magazin

der

neuern französischen Litteratur.

Sechstes Stück.

Auszüge.

I.

Fortgesetzte Erklärung des Fragments von
Sanchoniaton.

Geschichte des Herkules und seiner zwölf Arbeiten,
eine Allegorie auf die Bestellung der Erde und
auf die Beschäftigungen des Landlebens.

Unter allen mythologischen Geschichten ist das Leben des Thebanischen Herkules eine von denen, wo sich der allegorische und symbolische Genius mit der meisten Pracht und Wahrheit enthüllt. Dadurch, daß er die Laufbahn eines Helden, von seiner Geburt an bis zu seinem Tode, betrat, konnte dieser symbolische Genius die interessanteste Rolle bekleiden, seine

ne Scenen bis ins Unendliche vermannichfaltigen, die entgegengesetzteste Verstellung annehmen, in seinen Handlungen oft den größten Contrast äußern, Symbolen auf Symbolen häufen, die Allusionen vervielfältigen, und doch nie aus einem Mittelpunkte von Einheit herausgehen; vermittelst welchem alle diese scheinbaren Wifarrerien und diese aufgethürnten Fabeln ein angenehmes Ganzes ausmachen, welches nicht schwer zu fassen ist, und woben man die Richtigkeit eines jeden dieser Symbolen und Sinnbilder empfindet, aus welchen es zusammengesetzt ist. —

Diese neue Geschichte ist mit der Geschichte des Saturns und des Merkurs aufs genaueste verbunden; sie bezieht sich mit ihnen auf einerley Gegenstände; dieß ist von unwiderstehbarer Klarheit.

Diodorus von Sicilien, welcher uns das Leben des Herkules erzählt, scheint es selbst nur für Allegorie auszugeben, weil er es unmittelbar auf die Geschichte des Bacchus und der Musen folgen läßt, von welchen er versichert, daß die Namen allegorisch seyn.

Erster Theil.

Ursprung des Herkules.

Perseus war ein Sohn des Jupiters und der Danae. Dieser Prinz hatte mit der Andromeda den Elektrion erzeugt; und dieser Elektrion zeugte mit der Eurymede die Alcmene. Jupiter befand sich einst bey ihr, wünschte, daß die Nacht dießmal dreyimal länger währet, als gewöhnlich, nahm die Gestalt des Amphytrions an, und schlief bey ihr. Als die Zeit kam, wo Alcmene sich ihrer Bürde entledigen sollte, erklärte Jupiter, welcher auf die Geburt des Herkules aufmerksam war, in Gegenwart aller Götter, daß er das Königreich des Perseus einem Kinde geben wolle, welches eben geboren werden

werden solle. Juno war eifersüchtig darauf, weil ihre Tochter Isthia dabei im Spiel war, verspätete die Geburt des Herkules, und half dem Eurystheus vor der bestimmten Zeit auf die Welt. Jupiter sah sich durch diese List zuvorgekommen; er wiederrief sein Wort nicht; aber er sorgte zu gleicher Zeit für den Ruhm des Herkules. Er gab dem Eurystheus das Königreich, wie er es versprochen hatte, und unterwarf ihm den Herkules; aber er versicherte die Juno, daß er diesen unter die Götter versetzen würde, wenn er zwölf Arbeiten vollbracht hätte, wie sie ihm Eurystheus auferlegen werde.

Alcinene wurde entbunden, und da sie die Eifersucht der Juno fürchtete, so setzte sie ihr Kind auf ein Feld aus. Minerva, welche drauf mit der Juno spazieren gieng, ward von der Schönheit dieses Kindes geblüht, und vermochte die Juno, daß sie es an ihre Brust legte. Aber der junge Herkules preßte ihr die Brust mit einer so ungewöhnlichen Stärke, daß sie das Kind vor Schmerz auf die Erde warf. Minerva brachte es hierauf seiner Mutter, und rieth ihr, es zu säugen.

Nachher schickte Juno zween Drachen aus, dieses Kind zu verschlingen; aber Herkules faßte sie beyde beim Hals, und erwürgte sie mit seinen beyden Händen. Anfangs war er Alcäus genannt worden: aber die Griechen nannten ihn nach dieser That Herkules, weil er von der Juno seinen ganzen Ruhm erhielt. Er ward in Theben erzogen, und übertraf alle übrige Menschen an Stärke des Körpers und an Größe der Seele. Kaum hatte er das Jünglingsalter erreicht, so befreyte er Theben von der Sklaverey, worinn es sich befand, und machte sich sein Vaterland verbindlich. Die Thebaner waren damals dem Ergines, dem König der Mäner, unterworfen, und dieser Regent schickte jährlich Abgeordnete nach Theben, Tribute zu fordern. Herkules schnitt beyden

Abgeordneten die äußersten Theile des Körpers ab, und warf sie vor die Stadt. Ergines verlangte, man solle den Herkules ausliefern; Creon, König von Theben, fürchtete seine Macht, und entschloß sich den Herkules auszuliefern: aber Herkules beredete die jungen Leute von seinem Alter, ihr Vaterland zu befreien, gab ihnen die geweihten Waffen, die an den Tempeln hingen, und ehemals durch ihre Vorfahren von den Feinden erbeutet worden waren, zog den Truppen des Ergines entgegen bis in einen engen Paß, wo dieser seine starke Mannschaft nicht nützen konnte, und tödtete den Ergines fast mit seiner ganzen Armee. Hierauf gieng er auf die Hauptstadt los, verbrannte die Palläste, und zerstörte die Stadt. Diese That verbreitete sich in ganz Griechenland, und man erstaunte darüber wie über ein Wunder. König Creon gab ihm seine Tochter Megare für seine große Heldenthat zur Belohnung, betrachtete ihn als seinen eigenen Sohn, und vertraute ihm die Regierung seiner Stadt an.

Aber Eurystheus, welcher König von Argos war, befürchtete, Herkules möchte zu mächtig werden, ließ ihn rufen, und befahl ihm, seine Arbeiten zu beginnen. Herkules weigerte sich anfangs, aber Jupiter befahl ihm, dem Eurystheus zu gehorchen. Er gieng drauf nach Delphi, das Orakel zu befragen: dieses antwortete, die Götter wollten, er solle diese zwölf Arbeiten verrichten, und nach Vollendung derselben die Unsterblichkeit erlangen. Herkules ward von einer großen Traurigkeit überfallen; er hielt es seiner Tugend und Tapferkeit unwürdig, einem Menschen zu dienen, der so viel schlechter sey als er, und auf der andern Seite schien es ihm gefährlich und unmöglich, seinem Vater Jupiter ungehorsam zu seyn. Während ihn diese Gedanken beunruhigten, ließ ihn Juno in Raserey verfallen; er ward wüthend: er wollte den

den Jolas tödten, aber dieser entfloß; drauf durchs
borste er seine eignen Kinder mit Pfeilen, weil er
sie für Feinde hielt. Als er den Gebrauch seiner Sinne
wieder erlangt hatte, ward er von dem Uebermaaf seines
Unglücks fast zu Boden gedrückt; er verbarg sich und
floß die Menschen. Endlich tröstete ihn doch die Zeit,
und er gieng aus, allen Gefahren Troß zu bieten.

Seine zwölf Thaten oder Arbeiten.

1.

Er tödtete den ungeheuren Löwen von Nemea, wel-
cher oft das Land verwüstete. Da er mit keinem Instru-
ment, von was für Art es auch seyn mochte, verwundet
werden konnte, so brauchte er seine Hände dazu. Er
gieng in die Höle, wo sich der Löwe gewöhnlich aufhielt,
riß ihm den Rachen auf, und erwürgte ihn. Die Haut
dieses Thiers diente ihm in der Folge zur Bekleidung und
zum Schilde.

2.

Die Schlange von Lerna, welche einen einzigen
Körper mit hundert Hälsen und hundert Köpfen
hatte, wurde für unüberwindlich gehalten, weil immer,
so oft man ihr einen abschnitt, zweien andere an des vori-
gen Stelle wuchsen. Er bediente sich aber der List, den
abgeschnittenen Theil brennen zu lassen. Auf diese Art
gelangte er zu seinem Zweck. Hierauf tunkte er seine
Pfeile in die Galle dieses Thiers, damit die Wunden da-
von unheilbar würden.

3.

Eurystheus befahl ihm ferner, den Ermanthischen
Eber, welcher in den Gefilden von Arkadien weidete,
ihm lebendig zu bringen. Die Ausführung dieses Be-
fehls

fehls war schwer. Doch Herkules kam zurück, und brachte den Eber dem Eurystheus lebendig, welcher darüber so erschrock, daß er sich unter eine eiserne Kufe verbarg.

Bei dieser Gelegenheit überwand er auch die Centauren. Ein Centaur, Namens Pholus, hatte dem Herkules das Recht der Gastfreundschaft widerfahren lassen, er öffnete ihm zu Ehren ein Faß Wein, welches ihm der alte Bacchus gegeben, mit dem Befehl, es bis auf die Ankunft des Bacchus aufzubehalten. Bei Öffnung des Fasses verbreitete sich der herrliche Geruch in den Wohnungen der Centauren, welche haufenweise herbeieilten, sich dieses Weins zu bemächtigen. Herkules widersezte sich ihnen, und hatte mit Geschöpfen zu kämpfen, welche die Mutter der Götter mit der Stärke und Geschwindigkeit der Pferde, und mit dem Verstand und der Erfahrung der Menschen ausgerüstet hatte. Die Centauren stürzten mit ganzen Fichtenbäumen, mit großen Steinen und andern solchen Instrumenten auf ihn zu. Die Mutter der Centauren mischte sich auch noch in den Streit, und ließ gewaltig regnen, welches ihren vierfüßigen Söhnen nichts that, wohl aber dem zweibeinigen Herkules. Nichts destoweniger tödtete er eine große Anzahl davon, welches die berühmtesten waren, und die übrigen zwang er zur Flucht. Diese letztern wurden alle bestraft, wie sie es verdient hatten. Auch gab er dem Omades den Tod, welcher die Alcyone, die Schwester des Eurystheus, in Arkadien mit Gewalt geschwächt hatte.

Der Centaur Pholus, des Herkules Freund, begrub seine getödteten Verwandten, zog aus des einen Brust einen Pfeil, und brachte sich selbst um. Herkules begrub ihn hierauf unter einem Berge nahe bey seiner Wohnung, welcher Phloe genannt ward.

Herkules

Herkules tödtete, aber wider seinen Willen, auch den Centauren Chiron, der sich in der Medicin berühmt gemacht hatte.

4.

Hierauf befahl ihm Eurystheus, die Hirschkuh mit dem goldnen Geweih zu bringen, welche mit erstaunlicher Schnelligkeit lief; Herkules gieng aus, und fieng sie in einem Netz, oder nach andern in einer Schlinge.

5.

Nach Vollstreckung dieses Befehls sollte er die ungeheure Menge Vögel verjagen, welche um den Strymonischen See alles verwüsteten. Einzeln sie zu erlegen, war unmöglich; er erfand daher eine Trommel von Erz, die einen beständigen und großen Lärmen erregte, und bestreyte auf diese Art den See von diesen Vögeln.

6.

Herkules erhielt nun vom neuen Befehl, einen Stall ganz allein auszumisten, in dem sich der Mist seit vielen Jahren ungeheuer vermehrt hatte. Herkules hielt es für zu schimpflich, den Mist hinauszutragen: er führte also den Fluß Peneus durch, und solchergestalt verrichtete er seinen Auftrag in einem Tage.

7.

Nun gieng er nach Creta, den Stier zu holen, in welchen sich Pasiphae verliebt hatte, und brachte ihn nach Peloponnes.

8.

Er stiftete die Olympischen Spiele und weihte sie dem Jupiter des Vaterlandes. Zum Preis setzte er eine simple Krone, denn er selbst wollte nie eine andere Belohnung.

lohnung annehmen. Herkules trug in allen Spielen, ob sie gleich sehr verschieden waren, als laufen und Ringen, den Sieg davon, ohne daß er zu kämpfen brauchte, denn es mochte sich niemand mit ihm messen.

Die Götter suchten ihn für seine Thaten zu belohnen, und machten ihm, jede Gottheit, ein besonderes Geschenk. Minerva brachte ihm einen Schleier; Vulcan eine Keule und einen Kürass; Neptun ein Pferd; Merkur ein Schwert; Apollo einen Bogen, und lehrte ihn damit umgehen. Ceres, die ihn auch ehren wollte, stiftete ein Fest zur Ausöhnung des Mörders der Centauren, welche die kleinen Geheimnisse genannt wurden.

Als sich die Riesen wider die Götter auflehnten, kam ihnen Herkules auch zu Hülfe; zur Belohnung bekam er, wie die Götter, die dem Jupiter beigestanden hatten, nebst dem Bacchus den Beynamen Olympier.

Herkules tödete auch den Adler, der dem angeketeten Prometheus die Leber fraß, weil er sah, daß Prometheus nur deswegen gestraft worden war, weil er seine Wohlthaten über das menschliche Geschlecht verbreitet hatte. Jupiter erzürnte sich darüber, aber Herkules befänstigte ihn wieder.

8.

Einige Zeit nachher ward er befehliget, die Scythen des Diomedes aus Thracien zu holen. Sie waren sehr wild und wüthend, und nährten sich mit dem Fleisch der unglücklichen Fremden, die nach Thracien kamen, und die man ihnen vorschnitt. Herkules bemächtigte sich zuerst ihres Herrn, sättigte sie dann mit seinem eigenen Fleisch, weil er sie zum Menschenfleisch gewöhnt hatte, und brachte sie nachher dem Eurystheus, welcher sie der Juno widmete. Ihr Geschlecht dauerte bis auf die Niederung des Alexanders, Königs von Macedonien. 9.

9.

Bald drauf ward ihm befohlen, den Gürtel der Amazone Hippolyte zu bringen. Er gieng also über den Pontus, dem er den Beinamen Eurinus gab, und kündigte den Amazonen den Krieg an, als man ihm den Gürtel verweigerte. Er richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, tödtete die berühmtesten von ihnen, und zerstörte diese ganze Nation. Ihre Königin Melanippe verlor dabey ihr Königreich und ihre Freyheit. Unter den Gefangenen wählte er die Antiope oder Hippolyte, dem Theseus ein Geschenk zu machen. Aber Melanippe kaufte sich mit Auslieferung des verlangten Gürtels wieder los.

10.

Die zehnte Arbeit, so Eurystheus dem Herkules auferlegte, war, die Kühe des Geryon zu holen, welche auf den Küsten Iberiens weideten. Diese Unternehmung war schwer. Er rüstete zu diesem Behuf eine Flotte aus, und wählte zum Sammelplatz die Insel Creta. Diese reinigte er während seiner Anwesenheit von allen wilden Thieren. Von da gieng er nach Afrika, und forderte den Anteus zum Kampf auf, der sich durch die Stärke seines Körpers und durch seine Erfahrung im Ringen so berühmt gemacht hatte. Er hatte die Gewohnheit, alle Fremdlinge zu tödten, die er im Kampf überwunden hatte. Herkules ließ ihm, nachdem er ihn überwunden, ein gleiches Schicksal widerfahren. Er reinigte auch Afrika von einer großen Anzahl wilder Thiere, und machte es so fruchtbar, daß es Früchte, Getreide, Wein und Oliven in Ueberfluß hervorbrachte. Hierauf begab er sich nach Egypten, und brachte den Busiris aus dem nämlichen Bewegungsgrunde um, aus welchem er den Anteus umgebracht hatte. Aber vorher durchwanderte

er die wüsten Einöden von Lybien, und baute in einer fruchtbaren Gegend eine sehr große Stadt, der man den Namen Helatouphla gab, weil sie so viel Thore hatte. Die Carthaginenser brachten sie in der Folge unter ihre Bothmäßigkeit. Herkules durchlief Afrika bis zum Ocean, wo er an den Ufern des einen und andern festen Landes zwei Säulen aufrichtete. Von da drang er in Spanien ein. Chrysaor der König war sehr tapfer und mächtig; er hatte drey Söhne, die es nicht minder waren, und große Armeen kommandirten. Herkules forderte einen jeden insbesondere heraus, tödtete sie, eroberte ganz Spanien, und führte die berühmten Heerden Rüge mit sich hinweg, um derentwillen er diesen Marsch gemacht hatte. Er kam hierauf zu einem König, der fromm und billig war, und ihm viel Ehre erwies. Herkules schenkte ihm dafür einige von den Rügen, die ihm der König sogleich widmete; nachher opferte er ihm alle Jahre den schönsten Stier, der davon gezogen wurde. Diese geweihten Rüge sind bis auf unsere Zeiten in Spanien sorgfältig beygehalten worden.

(Eine Handlung, die neben Errichtung der zwei Säulen genannt werden kann, betrifft das reizende Lettepe in Thessalien, das ehemals ganz mit Wasser bedeckt war; aber er wußte dasselbe durch Gräben abzuleiten, daß es in der Folge zum herrlichsten Thal ward, und noch jetzt bloß durch den Fluß Peneus beseeuet wird. Böotien hingegen überschwemmte er, um die Thebaner an den Minyern zu rächen.)

Herkules gab nach seinem Siege Iberien einigen Einwohnern zu regieren, in welchen er die meiste Tugend und Rechtschaffenheit gefunden hatte. Hierauf zog er sich mit seiner Armee ins Celtische, schaffte viele barbarische Gebräuche ab, und baute die Stadt Alessia, in welcher sich viele Celten niederließen. Sie behaupteten lange

lange ihre Freyheiten, bis sie Julius Cäsar den Römern unterwarf. Herkules zog sich hierauf über die Alpen, in welchen er gangbare Wege machte, und mehrere Sicherheit stiftete, nach Italien. Er durchstreich Ligurien und kam auf den Palatinischen Berg, auf welchem sich damals eine kleine Stadt befand, in der man ihn sehr großmüthig aufnahm, und ihm prächtige Geschenke überreichte. Herkules nahm sie mit Vergnügen an, und weissagte ihnen, daß diejenigen, welche ihn nach seiner Vergötterung den Zehnten von ihren Gütern widmen würden, eines sehr glücklichen Lebens gewiß seyn könnten, welche Weissagung auch wirklich eingetroffen seyn soll, und wovon der reiche Lucullus als ein starker Beweis angesehen wurde. Die Römer thaten dasselbe, und widmeten ihm an der Tiber einen prächtigen Tempel. Herkules verließ die Tiber, und durchlief die Küsten von Italien; er drang in die Gegenden ein, wo heut zu Tage der Berg Vesuv steht. Diese Gegend war von Riesen bewohnt, die wider ihn zu Felde zogen, aber nach einem harten Kampf mit Hülfe der Götter von ihm überwunden wurden.

Nach einigen andern Verrichtungen gieng er nach Sicilien, und lehrte die Einwohner von Syrakus, der Proserpina zu Ehren, jährlich Feste zu seynern, und feyerliche Versammlungen zu halten.

Er machte auch eine Reise zu Fuß um das ganze adriatische Meer, und gieng durch Epirus ins Peloponnesische.

II.

Raum hatte er seine Reise geendiget, so befahl ihm Enyrstheus, den Cerberus aus der Hölle zu holen. Herkules sah das als ein rühmliches Unternehmen an, und machte sich auf den Weg nach Athen. Dort ließ er sich in den Eleusinischen Geheimnissen einweihen.

Bei seiner Ankunft in die Hölle, wurde er von der Proserpina wie ein Bruder empfangen; sie erlaubte ihm auch, den Theseus und Pirithous mit sich zu nehmen, welche darinn waren gefangen gehalten worden. Hierauf legte er dem Cerberus Ketten an, schleppte ihn aus der Hölle mit sich fort, und zeigte ihn den Menschen.

12.

Seine letzte Arbeit war endlich, die goldenen Äpfel der Hesperiden aus Afrika zu holen; er machte sich also noch einmal auf den Weg in dieses Land. Die Mythologisten sind über diese Äpfel nicht einig: einige wollen sie für wirkliche goldene Äpfel halten, die von einem abscheulichen Drachen bewacht worden wären; andere meinen, es würden Heerden von Schaafen darunter verstanden, welche die Hesperiden sehr schön hatten; und der Drache wird sodann zu einem sehr beherzten Hirten gemacht, der Jedermann umbrachte, welcher ihm Schaaf stehlen wollte. Gewiß ist, daß Herkules den Wächter über diese Schaaf oder über diese Äpfel umgebracht, und sie dem Eurystheus gebracht hat.

Wir dürfen hier nicht übergehen, was die Mythologisten vom Atlas und den Hesperiden erzählen. Sie sagen, in diesem Lande haben zween sehr berühmte Brüder Atlas und Hesperus gelebt; Hesperus habe eine Tochter, mit Namen Hesperis, gehabt; und diese habe er seinem Bruder Atlas zur Frau gegeben. Atlas hatte von der Hesperis sieben Töchter, welche nach ihrem Vater Atlantiden, oder nach ihrer Mutter Hesperiden genannt wurden. Sie sollen so schön und gut gewesen seyn, daß Busiris, der König von Egypten, Seeräuber ausgeschiedt, um sie wegzufangen, welches ihnen auch geglückt. Herkules aber überfiel die Räuber, brachte sie um, und führte die Atlantiden ihrem Vater wieder zu, der ihm aus Dankbarkeit die goldenen Äpfel gege-

gegeben, und ihn die Astronomie von Grund aus gelehrt haben soll. Atlas hatte diese Wissenschaft mit vielem Fleiß studiert, und war sehr weit darinn gekommen. Er hatte auch mit vieler Kunst eine himmlische Sphäre verfertigt; und deswegen hat man geglaubt, daß er sie auf seinen Schultern trüge. Herkules war also der erste, der die Wissenschaft der Sphäre nach Griechenland brachte.

Nachdem er seine zwölf Thaten vollbracht hatte, sagte ihm ein Orakel, daß er erst, bevor er unter die Zahl der Götter aufgenommen würde, eine Colonie nach Sardinien senden müsse, unter der Anführung der Söhne, die er von den Thespiaden gehabt hätte: da sie aber sehr jung waren, so fand es Herkules für gut, den Iolas an ihre Spitze zu stellen. — Thespis, von einer der besten Familien in Athen, und König eines Landes gleiches Namens, hatte von verschiedenen Weibern funfzig Töchter; Herkules war damals jung, und von einer wunderbaren Leibesstärke; dieß erregte in Thespis den Wunsch, daß seine Töchter Kinder von ihm haben möchten. Herkules ließ sich dazu ganz bereitwillig finden, begattete sich mit jeder (und wie die Fabel sagt, in einer Nacht mit allen funfzig) und bekam funfzig Kinder, welche Thespiaden genannt wurden. Als sie das jugendliche Alter erreicht hatten, sand sie Herkules, wie es das Orakel befohlen hatte, nach Sardinien, vertraute sie dem Iolas an, der ihn auf allen seinen Reisen begleitet hatte, und machte ihn zum Oberhaupte derselben.

Er trat auch dem Iolas seine Frau Megare ab, und hoffte, ein anderer würde ihr glücklichere Kinder geben. Hierauf verlangte er vom Eurytes, König von Oechalien, seine Tochter Iole; aber wegen Megarens Unglück konnte er sich nicht dazu entschließen. Herkules entführte ihm dafür aus Rache seine Pferde. Iphitus, der Sohn dieses Regenten, hatte Verdacht auf den Herkules,

Herkules, und suchte sie. Herkules führte ihn auf einen Thurm, damit er sich umsehen könne, ob er sie entdeckte: als sie aber Iphitus nicht entdecken konnte, so that Herkules als ob er sich dadurch beleidigt fühlte, und stürzte ihn vom Thurm herab. Zur Strafe ward er krank: er wendete sich an verschiedene Orte, und bat die Strafe von ihm zu wenden, aber es ward ihm abgeschlagen, oder die Ceremonie half nichts. Er fragte endlich das Orakel des Apollo um Rath; dieses ertheilte die Antwort, daß man ihn öffentlich verkaufen, und das Geld, das aus ihm gelöst würde, den Kindern des Iphytus senden solle. Die Dauer seiner Krankheit zwang ihn zu gehorchen; er nahm mit einigen seiner Freunde den Weg nach Asien, ließ sich von einem seiner Freunde verkaufen, und ward der Sklave der Omphale, einer Tochter des Gardanus, und der Königin der Mysier. Der ihn verkauft hatte, schickte das aus ihm gelöste Geld den Söhnen des Iphytus. Herkules heirathete nachher die Omphale, und erzeugte mit ihr den Lamon. Alsdann kehrte er nach Peloponnes zurück, befand sich bey der Expedition der Argonauten, entriß Troja dem Laomedon, und stellte es dem Priamus wieder zu. Auf der Rückreise tödtete er den König Augeus, der ihm die versprochene Belohnung für die Reinigung seiner Ställe nicht gegeben hatte, und gab sein Königreich Elis dessen Sohn Phyleus. Hierauf entriß er Sparta dem Hippokoon und seinen Söhnen, und gab es dem Tyndarus, dem Vater der Dioskuren.

Nachdem der Krieg von Sparta geendigt war, nahm Herkules den Weg nach Arkadien: er begab sich zum König Aleus, hatte einen geheimen Umgang mit seiner Tochter Auge, erzeugte den Telephus mit ihr, und reisete weiter. Aleus gab seine Tochter dem Nauplius sie zu ersäufen: unterwegs gebahr sie ihr Kind und ließ es liegen; eine Hirschkuh säugte es, Schäfer fanden

es, und brachten es ihrem Könige Corytus, der es sorgfältig erziehen ließ. Als der junge Telephus groß geworden war, begab er sich zu seiner Mutter, die dem Teutras, dem König von Mysien, verkauft worden war. Teutras gab ihm seine Tochter, und machte ihn zu seinem Erben.

Herkules war nach Calydon in Aetholien gegangen, und hielt sich daselbst auf. Nach Meleagers Tode heirathete er die Dejanire, die Tochter des Oeneus. Hier machte er durch Ableitung des Flusses Achelous ein großes Stück Erdreich fruchtbar. Daher dichten die Poeten, Herkules habe mit dem Achelous gestritten, der in einen Stier verwandelt worden war, und habe ihm im Streit ein Horn zerbrochen, womit er den Aetholiern ein Geschenk gemacht, und welches das Horn der Amalthea genannt werden.

Er tödtete auch den Centaur Nessus, der sich sterbend an ihm rächte, durch den Rath, den er der Dejanira gab. Außerdem richtete er noch die Brüder der Iole zu Grunde, und führte die Iole mit sich nach Cenea, einem Vorgebirge von Canea.

Als er an diesem Orte opfern wollte, sandte er hin zur Dejanira, und ließ sein Opfergewand holen. Dejanira hoffte ihn von seiner Leidenschaft für die Iole zu heilen, bestrich dieses Gewand mit einem Liebestrank, den ihr der Centaur gegeben hatte. Herkules hatte es kaum angelegt, so empfand er die heftigsten Schmerzen, welche nichts stillen konnte. Dejanira brachte sich aus Verzweiflung selbst um. Auf Anrathen des Drakels führte man den Herkules auf den Berg Oeta, und richtete daselbst einen großen Scheiterhaufen auf. Herkules stieg auf diesen Scheiterhaufen, und bat seine Freunde, daß sie ihn anzünden möchten. Philoktet allein gehorchte. Herkules schenkte ihm seine Pfeile und seinen Bogen. In dem

dem Augenblick geschieht ein Donnerschlag; der Scheiterhaufen verschwindet. Iolas und seine Begleitung läuft herbei; man sucht, und findet weder den Herkules mehr, noch etwas von seinen Gebeinen. Ueberzeugt, daß ihm die Götter die versprochene Belohnung bewilliget, errichteten sie ihm an diesem Ort Altäre, und opferten ihm bald darauf. Menötius, sein Freund, opferte ihm einen Stier, einen Eber und einen Bock. Die Thebaner folgten diesem Beispiele auch. Die Athenenser waren die ersten, die ihm göttliche Ehre erwiesen; ihnen folgten dann auch die übrigen Völker Griechenlands, und alle Nationen der Erde erkannten ihn für einen Gott.

Nach der Apotheose des Herkules, beredete Jupiter die Juno, ihn zum Sohn anzunehmen, welches sie auch gethan haben soll. Sie stieg aufs Bette, verbarg ihn unter ihren Kleidern, und ließ ihn fallen. Dieß war die Art zu adoptiren.

Als Herkules ein Gott geworden war, heirathete er die Hebe; aber er mochte keinen Platz unter den zwölf Gottheiten, um niemanden zu verdrängen. —

Zwenter Theil.

Die Geschichte des Herkules ist eine Allegorie.

1.

So wie die Geschichte des Herkules bisher behandelt worden, hat sie alles Ansehn eines griechischen Helden, die indessen immer einem Roman nicht unähnlich sieht. Es ist aber, von der Geburt dieses Helden an, bis auf seinen Tod, klar zu erweisen, daß sie nichts als eine bloße Allegorie ist. Alle Arbeiten dieses Helden selbst die Ordnung, in der sie geschehen, sind zur Schönheit und Vollständigkeit dieser Allegorie äußerst nöthendig.

dig. Man wird sehen, daß er mit Recht der General des Osiris oder des Saturns, und der Gefährte des Ihot oder des Merkurs genennt wird.

Wir wollen uns hier nicht bey den Ideen aufhalten, welche die Gelehrten von der Geschichte des Herkules vorher gehabt haben, und welche der Verfasser in seinem Werke angeführt hat; sondern wir wollen uns bloß bey den Ideen, Erklärungen und Beweisen unsers Verfassers aufhalten.

2.

Nachdem Saturn, Cronus oder Osiris, den Ackerbau erfunden, und Ihot, Hermes, oder Merkur zum Besten des Ackerbaus den Kalender eingerichtet hatte, so mußte man diese Künste den Völkern annehmbar zu machen suchen. Die Erde war aber noch nirgends in dem Zustande, worinn sie zur Ausübung dieser Künste seyn mußte. Das niedrigliegende Erdreich war mit Gewässern und Morästen bedeckt, das höherliegende war trocken, ungleich, felsicht und mit dicken Waldungen bedeckt. Man mußte also alle Hindernisse zu entfernen suchen, welche die Fruchtbarkeit des Erdreichs verhinderten. Man mußte das Gewässer durch Gräben und Kanäle ableiten, Dämme aufrichten, Wälder fällen, die Erde umwühlen, und die schädlichen Thiere austrotten. Diese Verrichtungen blieben dem Herkules übrig, und machen die dritte Allegorie aus. Herkules ist der General des Osiris, oder des Erfinders des Ackerbaus, weil er den ländlichen Arbeiten vereinigter Familien vorgesetzt ist. Er ist der Löwenbändiger, weil er alle wilde Thiere austrottet. Er ist mit einer knochichten Keule bewaffnet, welches simple Scepter anzeigt, daß er über die Erde und über die Thiere herrsche, und daß seiner Macht alles weichen müsse. Die Morgenländer sahen ihn daher auch als die Sonne, die Gottheit des Ackerbaues, an. Er

war der älteste Gott der Phönicier; sie widmeten ihm, wie Herodotus berichtet, ihre Tempel und den Zehnten von ihren Gütern. Theben war eine Phöniciſche Colonie, welche die Gebräuche, die Wiſſenſchaften, die Allegorien, und die Sprache dieſes alten Volkes mit nach Griechenland brachte. Von Theben aus verbreiteten ſich alſo alle dieſe wunderbaren Erzählungen vom Herkules und ſeinen Verrichtungen; und daher bekam er den Beynamen Thebanischer Herkules. Tyrus hatte noch einen ältern Herkules. Ueberhaupt zählt man deren im Alterthum viele; man findet einen in Egypten, in Tyrus, in Thasus, in Theben, in Carthago, in Achaïen zu Erhythras, in Creta, in Italien fünf, in Gallien, in Indien, und wer weiß, wo ſonſt noch? Alle dieſe Herkuleſſe ſind aber nur eine und eben dieſelbe Gottheit.

3.

Dieſe allgemeine Gottheit, und beyden Phöniciern die vornehmſte, die ſie Herkules nannten, war nichts anders als die Sonne. Dieß beweifen die Hymnen des Memus und Orpheus zur Gnüge. Man gab ihm überdieß noch Namen, welche mit der Idee, die man ſich von ihm machte, ſehr gut übereinſtimmten. Man nannte ihn Sab den Erhabenen, Adad den Einzigen, Bel den Herrlichen, den Unumſchränkten, Adonis den Herrn, Melchartes oder Melicertes den König der Erde. Die Städte trugen auch ſeinen Namen, Herkulea, Herkulanum, Heraklea, und machten ſich einen Ruhm daraus.

Wir finden aber im Alterthum einen doppelten Herkules: der eine iſt Gott, der andere Held. Man errichtete ihm daher auch einen doppelten Tempel. Wenn man ihn als einen Menſchen anſieht, ſo iſt die Sache unbegreiflich; nimmt man ihn aber für die Sonne, ſo iſt nichts

nichts leichter zu erklären. Dann stellt der eine Herkules die Sommer Sonne mit aller ihrer Kraft, und der andere die Winter Sonne vor, die keine Kraft mehr hat. Bey dieser doppelten Parsonificirung ließ man es nicht einmal bewenden: man machte auch so viel Personen, als man Jahreszeiten annahm, besonders in Egypten, Osiris stellte die Sonne vor vom Winter solstitium an; Harpokrates, schwach und kraftlos, war die Zeit bis auf den Frühling, wo sich alles mit neuem Glanze und neuer Pracht der Jugend kleidet; diese Jahreszeit stellte Ammon vor, welcher jung und herrlich abgebildet wurde; Pluto oder Serapis, den man alt und bärtig machte, und mit einem Scheffel krönte, stellte den Herbst vor mit Früchten beladen, mit Tagen gesättiget, und nah am Ersterben. Bisweilen vereinigte man auch alle diese Vorstellungsarten in einer einzigen Figur, z. B. unter einem dreyköpfigten Löwen, dem man den Kopf eines Löwen, eines Wolfs und eines Hundes gab.

Herkules war bey den Phöniciern zugleich das, was Apollo bey den Griechen war. Die Römer nahmen ihn auch für das an, und gaben ihm den Titel Musageta, ein Wort, welches so viel bedeutet als Begleiter der Musen. Sie feyerten ihm zu Ehren den letzten Junius.

So stritt auch Apollo mit dem Herkules um den Besiß des Dreyfußes. Dieser Dreyfuß war kein gewöhnlicher Dreyfuß, sondern er stellte die Jahreszeiten vor, denn die Morgenländer waren gewohnt, das Jahr anfangs nur in drey Jahreszeiten einzutheilen. Aus gleichen Gründen machte man auch dreybeinichte Kalender; alle drey Beine liefen aus einem Mittelpunkte heraus, und formirten eine Art von Rad. Auf jedem Beine besand sich der Kalender von einer Jahreszeit oder von vier Monaten: man sieht dergleichen auf den Kunischen Denkmälern.

Herkules führt noch mehrere Namen, die sich alle auf die Sonne beziehen. Die Egyptier nannten ihn *Chon*, ein Name, der in der Coptischen Sprache Stärke bedeutet, und von dem das Wort Sommer herkömmt. Makrobios versichert, Herkules bedeute so viel als *Virtus Deorum*, die Kraft der Götter. Pythagoras nennt ihn die Kraft oder Macht der Natur. (Auch die heilige Schrift stellt die Sonne unter einem jungen und starken Athleten vor.) Die übrigen Namen, die man ihm beylegte, *Alkaios*, *Alkimes*, *Alfides*, *Herakles*, fassen alle Bedeutungen in sich, wie sie sich für ihn schicken. Das Wort Herkules läßt sich von verschiedenen Urwurzeln herleiten:

Herc - ul, würde bedeuten die verzehrende Kraft.

Her - cul, den Diener der Erde, den, der sie anbaut.

Her - cle, die Keule der Erde.

Hor - cle, die Keule des Horns, oder die mit der Keule bewaffnete Sonne.

Horcel, oder Herkel, welcher eilt, sich fördert; vielleicht ist diese letztere Wurzel die wahre.

Herkules ist auch ein Sohn des *Dis*; aber *Di* bedeutet Tag, Licht. Er ist ferner *Fidius*, welches Wort von *Id* oder *Id*, die Zeit herkommen muß, mit verwandelter Aspiration in *F*; *Dius Fidius* wäre also von Wort zu Wort der Gott der Zeit.

Man brachte ihm die Erstlinge der Früchte, und den Zehnten von den Gütern der Erde; ein unwiderlegbarer Beweis, daß man ihn als den Urheber und Herr vorbringer dieser Güter ansah. Diese Gewohnheit hatten die Römer, die Pelasgier, die Charthaginer, die Phönicier u. s. f.

Selbst die Symbole, die man ihm zugab, beweisen, daß er die Sonne war. Die Löwenhaut, die Keule oder der Bogen, den er bisweilen führt, und der Pappelbaum zwecken

zwecken alle dahin ab. Die Löwenhaut stellt die Sonne in aller ihrer Stärke vor, weil sie sich zu dieser Zeit im Löwen befindet. Auf der Sonnentafel, welche Alexander dem Publikum gab, war die Sonne mit einem Bogen und einem Köcher voll Pfeilen gemalt: zwei Keulen machten die Montans des Gemäldes aus. Die Alten wählten den Löwen zum Sitz der heißen Sonne, weil seine Farbe der Feuerfarbe gleich. Die Pfeile haben mit den Sonnenstrahlen viel gemein. Das griechische Wort Kelos bedeutet Pfeil und Strahl. Den Pappelbaum heiligte man ihm deswegen, weil seine Blätter auf der einen Seite grün und auf der andern weiß sind. Dadurch suchte man Tag und Nacht auszudrücken (warum nicht lieber Sommer und Winter?).

4.

Herkules hatte den Jov zum Vater; Mütter werden ihm mehr gegeben, als Juno, Asteria, die Königin der Gestirne. Aber die allegorische Mutter des Thebanischen Herkules war Alkmene. Dieß Wort muß orientalisches seyn, und scheint herzukommen vom orientalischen Artikel Al, von Khme, Hitze, Wärme, und von Hin oder En, welches Quelle bedeutet. Alkme-ene würde also so viel bedeuten, als die Quelle der Wärme.

Er ward in einer dreysachen Nacht geboren, das heißt, er war von einer unbestimmten oder unbeschränkten Dauer.

Er mußte dem Eurystheus gehorchen, das heißt, dem Starken; denn Euryst heißt auf orientalisches der Starke. Dieß ist der, welcher der Sonne ihren Lauf, ihre Arbeit anwies.

Er zeugte mit funfzig Schwestern funfzig Söhne; diese funfzig Söhne sind die Wochen, aus welchen das Jahr besteht. Daher die 50 Knaben und 50 Mädchen,

die man dem Ius, dem Erbauer von Troja sandte. Daher die 50 Söhne des Aegyptus und die 50 Töchter des Danaus, welche die durchlöcherten Fässer nie voll füllen konnten.

Iolas, der Nefte des Herkules, spielt in dieser Geschichte eine große Rolle. Iol, welches Iol, Iul, Giul, Iweol, Wheel, Wiel, Vol ausgesprochen wird, ist ein Urwort, dessen Sinn Veränderung ausdrückt. Iolas ist also so viel als Sonnenrevolution.

Nachdem Herkules seine Arbeiten vollendet hat, übergibt er dem Iolas nicht nur seine Söhne, sondern auch seine erste Frau, die Megare, welcher Name im orientalischen so viel bedeutet als das vergangene Jahr. Hierauf will er die Iole heirathen (dieser Name bezieht sich auf eine neue Revolution): aber er wird Sklave der Omphale, und heirathet nachher die Dejanire.

Omphale war die Königin der Meonier. Das Wort kommt her von On die Zeiten, und Phala theilen. Omphale ist also der Mond, das Gestirn, welches die Zeiten in Monate theilt, welche Meonier genannt werden, von mene oder meon der Mond.

In dem Wort Dejanire kann man das orientalische Wort nur oder nyr, welches Licht bedeutet, und das Wort Deia, Ueberfluß, nicht verkennen: Dejanire bedeutet also das vollendete oder zu seinem Ziel gekommene Jahr.

Dritter Theil.

Erklärung des Lebens und der zwölf Arbeiten des Herkules.

Auf den geheiligten Mauern des Tempels des Herkules zu Cadix, waren seine zwölf Arbeiten oder Thaten gemalt. Die Griechen hatten sie also nicht erfunden, weil dieser Tempel schon vor der Zeit des griechischen Herkules gestanden. Sie mußten von einer großen Wichtigkeit seyn, weil man sie auf die Mauern des Tempels malte.

Diese Gemälde waren die Vorstellung von zwölf Zeichen oder Arbeiten der Menschen, die sich auf die Eintheilung des Jahrs bezogen, und sollten zum Unterricht des Volks dienen. Man malte sie deswegen auf die Mauern des Tempel, weil hier der Vereinigungspunkt des Volks war. Man sah auf denselben die Zeichen des Thierkreises, und die übereinstimmenden Arbeiten des Ackersmanns; da einen Mann mit dem Pflug, dort einen andern mit der Sichel; weiter hin einen Jäger, der einen Hirsch verfolgte, u. s. w. An der Spitze derselben befand sich Merkur mit dem Caduceus bewaffnet.

Den zwölf Arbeiten des Herkules geht die Erwürgung zweener Drachen vorher. Dieß ist eine Allegorie, die sich auf den Caduceus oder den dadurch ausgedrückten Gegenstand bezieht, nämlich auf die beyden Solstitien, welche die Alten Drachenkopf und Drachenschwanz nannten. Das Jahr des Landarbeiters öffnet sich also, nach der in Gemälde gebrachten Geschichte des Herkules, mit einem Solstitium. Dieses ist das Sommer-solstitium, welches in den Junius fällt. Die Erwürgung der Drachen geht dem Sieg über den Löwen vorher, geschieht im zehnmonatlichen Alter des Herkules, um Mitternacht, und beyde Drachen werden dann mit Ausföhnungs-

ceremonien ins Feuer geworfen. Die Ermirgung der zween Drachen fällt also in den Junius, und die Er tödung des Löwens in den Julius, weil der Löwe das Zeichen dieses Monats ist. Herkules war damals zehn Jahr alt, wie uns Theokrit in der 24 Idylle berichtet, weil das Egyptische Jahr auf den zehnten Monat fiel. Bey der Feyer des Anfangs vom Jahr hatte man ein Fest, machte ein Freudenfeuer, und warf Bränder hinein, die jeder mit sich brachte. Dergleichen Freudenfeuer sollen noch in Rußland übrig seyn, und das Volk tanzet drum herum.

Die erste Arbeit des Herkules war sein Sieg über den Nemäischen Löwen, dessen Haut er hernach b. ständig trug. Der Löwe war, wie man weiß, das Sinnbild der Sommer Sonne, die Kuh das Sinnbild des Mondes, die Taube das Sinnbild der Venus u. s. w. Daher schilderten die Perser auch die Sonne unter einem Löwen, denn sie feyerten das Fest des Löwen, statt des Festes der Sonne. Als sie die Nieder unterjocht hatten, durften diese nicht mehr das Fest des Titans (des himmlischen Feuers) feyern, sondern sie mußten das Fest des Löwen mit ihnen begeben. Phre war der Name der egyptischen Sonne; man schilderte sie durch eiyen Jüngling, der auf einem Löwen stand. Als die Alten jedem Zeichen einen Planeten anwiesen, wählte man das Zeichen des Löwen für die Sonne. - Dieß ist aber nicht die einzige Verbindung, welche der Löwe mit dem Herkules hat; es giebt noch eine engere, die sich auf den Ackerbau bezieht. Der zahm gemachte oder der gebändigte Löwe war auch, wie uns Varro sagt, das Sinnbild der angebauten Erde. Diese erste Arbeit bezieht sich also auf die ersten mühsamen und beschwerlichen Arbeiten des Landmanns, das Land anzubauen, wobey es nöthig war, Wälder weg zu reissen, Gewässer abzuleiten, Steine wegzulesen, und
ber-

dergleichen Arbeiten mehr, denen man sich unterziehen mußte, um den Boden fruchtbar zu machen.

Die Geschichte mit der hundertköpfigen Schlange macht die zweite Arbeit aus. Sie fällt auf den Monat August, dessen Zeichen die Jungfrau, die Sibylle, oder die schöne Schnitterinn ist, die noch eine Aehre in ihren Händen hält. Die hundert Hälse mit den hundert Köpfen sind hundert Halmen mit hundert Aehren aus einem Kern, denn in den fruchtbaren Gegenden des Orients wachsen aus einem Korn viele Halme. Der Landmann sammlet die Frucht seines Fleißes mit der mörderischen Sichel, er haut sie ab, die goldnen Aehren, und verbrennt alsdann die Stoppeln, damit die Erde durch ihre Asche fruchtbar werde. Uebrigens war die Schlange im Alterthum das Sinnbild des Getreides.

Die dritte Arbeit ist folgende. Herkules ergreift einen Eber und widmet ihn den Göttern; hernach überwindet er, bey Gelegenheit eines Fasses mit Wein, die Centauren. Diese Arbeit bezieht sich auf den September. Wenn die Menschen die Erndte eingesamlet haben, so bezeugen sie den Göttern ihre Erkenntlichkeit; sie opfern alsdann Schweine, oder andere solche Thiere, die dem Landmann oder seinen Ländereyen, wegen der Verwüstungen, die sie anrichten, schädlich sind. In dieser Rücksicht spielt das Schwein im Alterthum eine große Rolle. Was die Ausrüstung der Centauren, ihre Hörner, ihre Ochsenfüße anbetrifft, so kann man die Ackersleute darunter nicht verkennen, denn bey den ersten Völkern wurden sie so vorgestellt, wie uns noch alle Monumente des alten Egyptens beweisen. So läßt z. B. Euripides den alten Bacchus auftreten; in der Folge aber verschönerten ihn die Griechen, und zeichneten ihn mit mehr Adel; so wie man auch hernach die Centauren veredelter vorstellte. Der Wein, über welchen sich die Centauren

herstürzen, ist nichts als eine Anspielung auf das Bedürfniß der Menschen nach Wein, weil er ihnen Kräfte giebt zu ihren Feldarbeiten. Der Rest dieser Erzählung ist nur eine Verschönerung des Sinnbilds.

Vierte Arbeit. Herkules verfolgt lange eine Hirschkuh, und bemeistert sich ihrer: diese Hirschkuh läuft mit einer großen Geschwindigkeit; sie hat goldene Hörner, und Herkules fängt sie mit Netzen.

Diese Hirschkuh ist nichts anders als eine egyptische wilde Ziege (Gazelle), die einer Hirschkuh ziemlich gleich kömmt, aber viel kleiner ist. Diese Jagd, welche auf den Monat October unmittelbar nach der Weinlese und nach der Saatzeit fällt, schildert die Beschäftigung des Landmanns in dieser Jahreszeit: er jagt, stellt Netze, und legt Schlingen.

Fünfte Arbeit. Herkules verjagt die Vögel vom Stymphalischen See, welche die benachbarten Gegenden verwüsten, mittelst einer ehernen Trommel, welche einen abscheulichen Lärm verursacht. Dieß fällt auf den Monat November. In diesem Monate fallen oft die Vögel, bey ihrem Durchziehen in wärmere Länder, in ungeheurer Anzahl auf die Felder, und würden alles verwüsten, wenn man ihnen nicht zu wehren suchte. Die Auslegung dieser beyden letzten Gemälde verträgt sich nicht nur mit der Natur, sondern sie paßt auch gut auf den Kalender des heidnischen Roms, nach welchem diese beyden Monate dem Mars und der Diane gewidmet waren.

Sechste Arbeit. Herkules reiniget die Ställe des Augias mit Strömen von Wasser. Dieses ist für den Monat December. Hierdurch wird zum Theil die Regenzeit geschildert, zum Theil aber auch die Ausbesserung und Reinigung der Ställe, und anderer Gebäude, weil

weil der Landmann ist Zeit dazu hat, auf das Innre seines Hauswesens zu sehen.

Siebente Arbeit. Herkules unterjocht den Stier, und führt Olympische Spiele ein. Die Einführung dieser Spiele ist eine von den größten Begebenheiten Griechenlands; sie verliert sich in die Nacht der Jahrhunderte hinein. Sobald Griechenland ein Ackerbaustaats geworden war, so hatte es bestimmte Spiele. Diese Spiele haben ihren Ursprung im Orient. Anfangs waren sie ganz natürlich. Wenn die Erndte vorbey war, so tanzten die Leute vor Vergnügen, und ihre Freunde nahmen Theil daran.

Nicht umsonst machte man den Herkules zum Beschützer dieser Spiele, und verband damit die Geschichte des Ermanthischen Stiers. Dieser Stier bedeutet die Wettläufe der Stiere, die in den mittägigen Ländern so berühmt waren, und die aus dem Orient herrühren. Sie fallen in den Winter, wo die Landarbeiten vollendet sind. Man suchte sich da zu vergnügen, und stellte Feste und Spiele an. Die Olympischen Spiele wurden aber nur alle vier Jahre gefeyert; erstlich, weil es zu kostbar gewesen wäre, sie alle Jahre zu feyern; zwentens, weil man sie auf das Schaltjahr verlegen wollte, welches einen Tag mehr hatte als die drey übrigen. Eine Olympiade ist also eine Zeit von 4 Jahren.

Herkules wird von den Gottheiten beschenkt. Diese Geschenke beziehen sich alle auf die Eigenschaften, die den Gottheiten beygelegt werden, welche sie geben. Mit dem Eschleyer der Minerva oder Luna hüllt er sich die Nacht über ein. Die fürchterliche Keule, womit er das Land aufreißt, bekömmert er vom Vulkan. Neptun giebt ihm ein Pferd, zum Zeichen der Geschwindigkeit seines Laufs. Dieses Pferd ist der Pegasus, der die Lüfte durch,

durchschneidet. Merkur giebt ihm ein Schwerdt, das ist, die Sichel, Apollo den Bogen, mit welchem die Sonne die Strahlen abschießt. Ceres stellt ihm zu Ehren die Kleusinischen Geheimnisse an, die in der That nichts anders waren als Ackerbaufeste.

Achte Arbeit. Herkules bemeistert sich der Stuten des Diomedes, der sie mit Menschenfleisch ernährte. Sie waren so schrecklich, daß man sie mit eisernen Ketten anfesseln mußte. Herkules gab ihnen hernach selbst den zu fressen, der sie zu Menschenfleisch gewöhnt hatte.

Die Egyptier brachten den Göttern Kuchen dar, auf welchen mit Ketten belegte Meerpferde ausgedrückt waren. Dieß scheint zu dieser Fabel Anlaß gegeben zu haben. Das Meerpferd oder der Hippotam stellte bey den Griechen den Typhon oder den Winter vor, der vom Orus und von seinem Pferde überwunden worden.

Der Winter ist eine schlimme Jahreszeit, wo die Erde nichts hervorbringt, wo ihr Schoos ein eherner und eiserner Schoos ist, der sich allen Arbeiten des Landmanns verschließt, und der ihn zwingt sich von seinen vorherigen Arbeiten zu ernähren und seine Erndten aufzuzehren.

Diese Arbeit fällt auf den Monat Februar. Herkules giebt die Stuten ihrem Herrn zu fressen: der Winter hört da allmählig auf, und verschwindet. Diomedes ist hier nichts anders als Typhon. Sein Name ist aus Dio, Jupiter oder Himmel, und aus dem Wort Mad, feucht, naß, zusammengesetzt; er bedeutet also den Winter oder die Regenzeit.

Neunte Arbeit. Herkules kündigt den Amazonen den Krieg an, überwindet sie, und bemeistert sich ihres Gürtels.

Bis in den Monat März haben die Nächte der Sonne oder dem Herkules den himmlischen Gürtel streitig gemacht: bis dahin waren sie länger als die Tage, sie hatten die Herrschaft über den Himmel. Herkules bemeistert sich dessen, entreißt ihnen den Gürtel, die Tage werden länger; und die beschämte Nacht verbirgt sich jenseits Scythien.

Um den Gürtel davon zu tragen, reiset Herkules über das schwarze Meer, und durch das Land der Cimmerier: aber diese beyden Namen bezeichnen die Finsternisse der Nacht. Er kann den Sieg nicht eher davon tragen, als bis er diese finstern Gegenden durchwandert hat. Die Königin, welche den Gürtel besitzt, heißt Melanippe, das heißt, die Königin der schwarzen Pferde, oder die Nacht. Ihre Unterthaninnen heißen Amazonen. Ihr Name kömmt her vom Urwort Am oder Ama Wiedervereinigung, und vom Wort Zone Gürtel; diese sind die Nächte, welche alle zusammen auf derselben Zone herrschen. Die letzte der Amazonen stirbt als Jungfrau. Derjenige, der in einer Klasse von Wesen der letzte ist, kann nicht mehr Hervorbringer oder Vater seyn. Die letzte Nacht des Jahrs stirbt also im symbolischen Stil als Jungfrau.

Indessen macht der Rest der Amazonen Miene, sich wieder zu vereinigen: sie stürzen sich mit den Trümmern ihrer Armee auf Athen; sie werden aber von neuem zurückgeschlagen, ziehen über Scythien zurück, und erscheinen nicht mehr.

Auch dieses ist dem Buchstaben nach wahr. Es ist unläugbar, daß Minerva, die auf griechisch Athene heißt, den Mond bedeutet. Es ist also hier nicht von der Stadt Athen die Rede, sondern von der Göttinn, die ihren Namen führt: diese unterjocht vollends die Amazonen, denn unmittelbar nach dem Aequinoctium des Mär-

Märzes verkürzt der Mond, der wieder neu geworden, die Nächte noch mehr, und vertreibt sie aus Scythien. Man darf sich nicht wundern, daß Minerva oder Athene den Mond bedeuten solle: der Mond war die Königin der Gestirne, und Athene bedeutet gerade so viel als Regentinn. Plutarch sagt uns das auch, in seiner Abhandlung von Isis und Osiris, daß der Mond im Orient Athenais geheißten. Dieß ist das Jöminium von A-don-is, der Herr, der König, Name der Sonne.

Zehnte Arbeit. Herkules holt die Kühe des Geryon. Diese Arbeit fällt auf den April. Das Zeichen dieses Monats ist für uns der Stier; aber bey den Alten, und vorzüglich in Egypten war es die Kuh, die Kuh der Isis, das Sinnbild der Fruchtbarkeit. So war auch Isis nichts anders als die Venus, die Schutzgöttinn des Monats April. Wenn die Kühe, deren sich Herkules bemeistert, die Kühe des Geryon heißen, so mag das eine Anspielung auf die Urwurzel Gur, Gersenn, welche Ueberfluß bedeutet, und von der guères (viel) herkömmt.

Filfte Arbeit. Herkules schleppt den Cerberus aus der Hölle. Dieser Cerberus ist nichts anders als eine Anspielung auf das ehrwürdigste Fest des Alterthums, auf die Eleusinischen Geheimnisse, die sich auf den Ackerbau bezogen. Mit Recht geht also Herkules, nach erhaltenem Befehl den Cerberus zu holen, nach Athen, und läßt sich dort in den Eleusinischen Geheimnissen einweihen: denn das Hinabsteigen in die Hölle und Cerberus waren die Sinnbilder der Geheimnisse, und ihrer Einweihung geworden.

Zwölfte Arbeit. Herkules holt die goldnen Äpfel der Hesperiden, und richtet Säulen auf, welche nach ihm die Säulen des Herkules genannt wurden. Gezwungen, mit Dejaniren über den Fluß Evene zu gehen, nimmt

nimmt er die Hülfe des Centauren Nessus an: dieses ist die Ursache seines Todes; denn in der Idee, daß dieser Centaur Dejaniren beschimpfe, durchboht er ihn mit seinen Pfeilen. Nessus stirbt, und giebt Dejaniren seinen in sein eigenes Blut getauchten Rock, und versichert sie, daß ihr Herkules nie untreu seyn werde, wenn er diesen Rock trage; aber dieser ist kaum damit bekleidet, so schleicht sich ein tödtliches Gift in alle seine Adern; und da er diese Schmerzen nicht länger ertragen kann, entschließt er sich, sein Leben abzukürzen.

Alles das fällt auf den Monat Junius. Die beyden berühmten Säulen oder Gränzen, welche ihm Eurystheus oder der Allmächtige bezeichnet, sind nichts anders als die beyden Tropici. Hesperien, woraus die Lateiner Vesperus machten, bedeutet den Abend, den Niedergang der Sonne. Dieses Wort kömmt her vom Orientalischen Sper, welches Tag, Licht, Morgen, bedeutet, und von der vorhergehenden Negation he, oue, ve, welches Abend, Niedergang, Dunkelheit bedeutet. Mit diesen eigentlichen Bedeutungen verbinden sich wieder figurliche; Tag ist so viel als Leben, Finsterniß so viel als Tod.

Evenc bedeutet Wort für Wort den Fluß der Sonne. Dieser Fluß ist der ganze Jahrlauf.

Dejanira ist so viel als Vollständigkeit des Lichts, wozu wir im Junius gelangen, weil in diesem Monat die längsten Tage sind. Nessus bedeutet Sieg, ein Name, den der letzte Tag im Jahre führte. Die goldenen Früchte sind die Erndten, mit welchen sich das Jahr schließt, und nach welchen sich ein neues anfängt.

Als nun Herkules seine Arbeiten geendet, seine erste Frau und seine 50 Söhne dem Iolas anvertraut, die Omphale und Dejanira geheyrathet, und Iole ge-

wonnen

wonnen hatte, läßt er sich auf den Berg Deta bringen, stürzt sich auf einen großen Scheiterhaufen, und so wie er verschwindet, wird er unter die Götter versetzt.

Osiris, Adonis, Thammuz, Herkules, auf dem Berge Deta, u. s. w. sind eine und eben dieselbe Allegorie, die sich auf das Ende des Jahrs, auf die sich entfernende Sonne bezieht, bis sie aus Afrika so glänzend als jemals wieder hervorbricht.

Herkules verbrennt sich auf dem Deta, wie der Phönix auf dem Altar von Heliopolis.

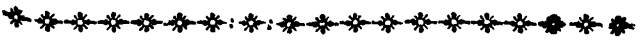
Herkules wird nun in den Himmel aufgenommen, aber er mag keinen Platz unter den zwölf Gottheiten. Diese waren nichts anders als die symbolischen Vorstellungen der Sonne und des Mondes für jeden Monat. Herkules konnte ihnen also nicht gleich gestellt werden, weil er über sie regierte.

Herkules heyrathet die Hebe, und wird also der Gemahl der Göttinn der Jugend: das ist, die Sonne erscheint alle Jahre wieder mit gleicher Annehmlichkeit der Jugend.

In einem vierten Theile, welchen der Verfasser noch befügt, wirft er einen Blick auf die übrigen historischen Handlungen des Herkules, welche nicht in der Erklärung begriffen sind, die er von seinem Leben gegeben hat; und in einem fünften liefert er Anmerkungen in Form von Noten. Alle übrigen Berrichtungen erklärt er auf die nämliche Weise; da sie aber nicht eigentlich notwendig zu seiner Geschichte gehören, so übergehen wir sie hier, um nicht unnöthig weitläufig zu werden.

Der Leser wird nun im Stande seyn, nach diesem Versuch über die alten Fabeln zu urtheilen; er wird das unerwartete Schauspiel, welches ihm diese drey Allegorien

rien vor Augen stellen, nicht ohne Verwunderung ansehen. Er wird in der Mythologie nicht mehr so viel Abgeschmacktes finden, als vorher; er wird einsehen, daß in derselben alles seine bewegende Ursache hatte, wie in der Natur. Vielleicht wird man finden, daß in der Erklärung der verschiedenen Theile dieser Allegorie nicht immer dieselbe Klarheit herrscht: aber diese Unvollkommenheit kann doch das Licht und die Gewißheit nicht schwächen, die über das Ganze verbreitet sind.



II.

L'observateur anglois &c. Tome IV.

Dieser letzte Theil enthält 22 Briefe, in welchen über folgende Artikel geredet wird. 1) Projekte und Vorbereitung einer Rüstung zum Krieg in Frankreich. Zustand der Marine. Portraits der vornehmsten Seeofficiere. 2) Ueber die Stiftung einiger Leihkassen. 3) Ueber ein obscönes Buch. 4) Ueber den Tod des Prinzen von Conti. 5) Gespräch zwischen Ludwig XV und den Prinzen von Conti in den elisäischen Feldern. 6) Von den Unruhen des Parlements zu Grenoble. 7) Ueber einen wider den Abbé Boudeau angesponnenen Prozeß. 8) Eine historische und barbarische Anekdote. 9) Ueber den Herrn Beaumarchais. 10) Ueber die Krankheit des Controleur-General. Anekdote bey dieser Gelegenheit. 11) Ueber das Findelhaus, das Hôtel de Dieu und Notre Dame. 12) Scheidungsprozeß zwischen der Marquissinn und dem Marquis von Mirabeau. Intervention des Sohns, welcher verlangt, daß seine Interdiktion aufgehoben werde. 13) Ueber das kurze Ministerium des Herrn de Clugny, Controleur-General.

Ueber Herrn Taboureaux und Herrn Mecker. 14) Fortsetzung des Vorhergegangenen. 15) Der vollkommene Monarch. 16) Reise nach Fontainebleau. Schauspiele bey Hofe. Pferderennen. 17) Eeltfame Begebenheit, die sich auf der Jagd bey Fontainebleau zugefallen. 18) Ueber die neue Ordonnanz der Marine. 19) Fortsetzung der Zurüstungen Frankreichs. Politische Aussichten über den wirklichen Zustand dieser Macht und Spaniens. Ankunft des Doktor Franklins. 20) Ueber ein Journal der Marine. Abschweifung über einige andere Journale. Anekdoten u. s. w. 21) Ueber ein scherzhaftes Gedicht, betitelt Parapilla. 22) Ueber die Herren Taboureaux und Mecker. Begebenheit, so dem Herrn de Boulainvillers zugestossen.

Dieses sind die in diesem vierten und letzten Theile vorkommenden Artikel. Es sind viele darunter sehr interessant. Da aber der Raum zu eng ist, von jedem interessanten Artikel einen Auszug zu liefern, so wollen wir uns mit der unter No. 8. angezeigten barbarischen Anekdote unterhalten.

„Ich befinde mich seit einigen Tagen auf dem Lande, Mylord, und ich schreibe Ihnen von diesem Orte. Man hat mich verführt, nach Laguy, einer kleinen Stadt von Brice, zum Bischof zu gehen, welcher, als Prälat dieser Abtey, der Herr davon ist. Es hat sich hier eine Begebenheit ereignet, die ich Ihnen erzählen muß, ob ich gleich noch mit den Töbthen darüber knirsche, wenn ich nur daran denke.“

„Ich befand mich des Morgens in meinem Zimmer, als ich plötzlich einen großen Lärm hörte: ich schaue zum Fenster hinaus, und sehe einen zügellosen Pöbel, Männer, Weiber, Kinder, haufenweise herbenlaufend, denen die Wuth aus den Augen sah, und Flüche und Berwünschungen aus dem Munde strömten. Ich konnte nicht

nicht verstehen, was sie sagten, oder vielmehr was sie schrien. Doch muthmaasete ich, daß sie sich über ihren Pfarrer beklagten, weil dieser, einzig auf seiner Seite, sich zu vertheidigen und seine Sache wider sie zu betreiben schien. Der Prälat hatte sich auf seinem Balcon gezeigt: er vertrat das Amt des Richters, er hörte an, er gestikulirte, als eben die Marechaussee dazu kam. Ich glaubte, sie käme, um sich einiger von den Rädelshörnern zu bemächtigen, und ich erlaunte, als ich sah, daß sie den Pfarrer umringten, und ihn in die Stadt zurück führten, indessen der ganze zügellose Haufe ihnen mit dem nämlichen Tumulte, aber mit Triumph und Freudengeschrey nachfolgte. Es war mir nicht möglich auf eine wahrscheinliche Muthmaasung zu fallen, was dieser außerordentliche Auflauf bedeuten könne; ich kleidete mich also geschwind an, und gieng zum Herrn des Schlosses; ich fand ihn lächelnd und sehr ruhig. „Ew. Gnaden, sagte ich zu ihm, ich sehe, ich bin mehr von Furcht erfüllt als Sie; Sie sehen sehr heiter aus. Ich fürchte, man wolle Ihnen vor einigen Augenblicken das Schloß anzünden! — Das hätte auch wahrhaftig geschehen können, gab er mir zur Antwort, wenn ich mich, wie dieser Einfaltspinsel von einem Geislichen, widersezt hätte, meinen Untertanen zu gewähren, was sie von mir fordereten, und was sie als ein geheiligtes Recht ansehen.“

„Sie müssen wissen, daß unter Heinrich dem Vierten, zu den Zeiten der bürgerlichen Kriege, ein Graf von Lorge, welcher von der Parthey des Königes war, die kleine Stadt Lagny belagerte und eroberte. Ten Befehl seines Herrn zufolge, durfte er sich des Rechts eines Siegers nicht bedienen, und die Aufrührer die traurigen Folgen eines solchen Widerstands empfinden, nämlich die Garnison über die Klinge springen lassen. Im Gegentheil, er verwandelte die blutigen Schauspiele

Bellonens in ein prächtiges Fest, gab des Abends einen Ball, und lud alle Damen der Stadt dazu ein. Aber statt der Grausamkeiten, denen sich oft ein zorniger Sieger in seiner ersten Wuth überläßt, übte er eine weit gräulichere Treulosigkeit aus. Als die Gesellschaft ziemlich aufgeräumt worden war, ließ er alle Lichter auslöschen, und erlaubte jenen, in der römischen Geschichte unter dem Titel Sabinerraub, so bekannten Zug wieder zu erneuern. Nach der Erzählung der Einwohner selbst muß man gestehen, daß die neuen Sabinerinnen ohne Zweifel nicht wilder waren als die andern, weil sie behaupten, daß fast alle aus diesen Luperkalien schwanger zurück kamen, und daß sie großen Theils von diesen Bezahtungen abstammen. Dem sey aber wie ihm wolle, kurz, sie haben nicht gern, daß man sie daran erinnere, und weil ihre Stadt zugleich einer von den Getraidemärkten der Provinz ist, so haben Spasvögel sie mit einer armseligen Zwendeutigkeit zu beleidigen gesucht, und sie gefragt, wie viel gilt die Gerste? *) Um diesem schlechten Scherz Einhalt zu thun, haben sie sich mit einander verschworen, sich an Jedermann zu rächen, der eine solche Frage an sie thun würde, er müßte denn auf dem Marktplatz seyn, und wirklich die Hand in einem Sack Gerste haben. Es befindet sich in der Stadt ein schöner und geräumiger Brunnen, und in diesen taucht man sogleich Jedweden, der so unbesonnen ist, diesen einfältigen Spas zu erneuern. Dieß ist zur Uebung, und so zu sagen, rechtsförmig geworden, und es wäre gefährlich, wenn man sich darüber setzen wollte. Zum Glück wird diese Strafe nicht gar zu oft vollzogen, denn die Anekdote ist zu bekannt. Es geschieht nur bisweilen fremden Reisenden, die man aus Bosheit dazu reizt, und die entweder aus Unwissenheit oder aus Großsprecheren einem unmitleidigen Pöbel zu trotzen wagen. Im letztern Fall ist es um so viel eher
richtiger,

*) Eine Anspielung auf den Namen des Grafen Forze.

richter, weil man sich nicht schmeicheln kann, ihren Verfolgungen zu widerstehen oder zu entfliehen; und weil es sich zugetragen, daß das Untertauchen in den Brunnen für die Schlachtopfer, welche dazu bestimmt worden, höchst gefährlich und bisweilen tödtlich gewesen ist.“

„Gegenwärtig hat sich ein ähnlicher Fall zugetragen. Eine ziemlich artige Dame, die in der öffentlichen Kutsche reisete und von nichts wußte, that unschuldiger weise die leidige Frage, zu welcher sie eine andere beredet hatte, die über die Vorzüge, welche ihre Reisegefährten der erstern zugestanden, eifersüchtig war. Man hat sich zusammen gerottet, ist der Kutsche bis ins Wirthshaus gefolgt, und hat diese Frau mit großem Geschrey herausgefordert. Die Männer, welche dem Geschrey und den Drohungen des Volks nicht widerstehen konnten, sind der armen Strafbaren zu einer Flucht in die Kirche behülflich gewesen. Diese Fremstatt haben sie zwar nicht zu verlesen gewagt, aber ein Theil des aufgebrachtten Pöbels hat sich an den Pfarrer gewendet, und gefordert, daß er die Unverschämte ausliefere. Dieser Pfarrer, der ein guter ehrlicher Mann ist, und sich umsonst bemühte die Fremde zu vertheidigen, hat hierauf die Parthey ergriffen, sie zu holen und sie zu ermahnen, daß sie sich der Genugthuung, so man von ihr fordere, nicht länger widersetzen möchte. Die Fremde hat darauf geantwortet, daß sie sich in einem kritischen Zustande befände, und daß es ihr das Leben kosten würde, wenn man sie nicht einer Strafe überhübe, die sie übrigen nicht verdient hätte, weil sie nicht gewußt, daß ihre Frage eine Beschimpfung wäre. Der Pfarrer, welcher fürchtete, die Wuth des Pöbels möchte so weit gehen, daß er für nichts mehr Ehrfurcht hätte, hat die Kirchenthüren zuschließen lassen, diese Unglückliche mit sich in sein Haus genommen, und den Aufrührern ihre Niedlichkeit, und die Umstände vorgestellt, in welchen sie sich

befände, in der Hoffnung sie zu rühren, und ihr Verzeihung auszuwirken. Sie haben aber von nichts hören wollen, und sind alsdann zu mir, als zu ihrem Herrn, gekommen, und haben Gerechtigkeit verlangt. Der Pfarrer hat gemeint, mich seinerseits auch davon unterrichten zu müssen, aber ich habe geglaubt, die Gährung möchte noch stärker werden, und habe, um sie zu befriedigen, der Marchaussee befohlen, ihnen die Frau auszuliefern. Wir werden jetzt hören, wie es ihr gegangen ist, setze er hinzu; ich sehe dort ein Cabriolet kommen; es ist Jemand, der aus der Stadt kömmt, und uns von der Folge dieser Begebenheit Nachricht geben wird.“

„Es war wirklich ein Einwohner von Lagny, welcher uns mit weinenden Augen die Nachricht brachte, daß die arme Frau, welche schon mehr todt als lebendig gewesen wäre, ungeachtet ihrer Thränen und ihres Geräusches in den Brunnen getaucht worden sey; daß sie mit schrecklichen Convulsionen wieder herausgekömmen, und wenige Minuten drauf den Geist aufgegeben habe.“

„Bis dahin war ich bey dieser unglücklichen Nachricht für Erstaunen, Unwillen und Schrecken stumm stehen geblieben. Endlich brach ich das Stillschweigen und fragte, was aus dieser Mordthat erfolgen würde.“
 „Nichts, gab man mir zur Antwort; man wird die Fremde begraben, und die Sache wird weiter keine Folgen haben. Aber, erwiderte ich, das ist ja ein Verbrechen, die Justiz muß das doch untersuchen, der Procureur-Generäl muß doch Bericht davon einziehen.“
 „Mein, sagte man mir, das ist niemals geschehen, das Ministerium erfährt es entweder nicht, oder drückt die Augen zu.“

„Ich trieb meine Fragen nicht weiter, und begnügte mich die Beobachtung dabey zu machen, wie mitten im unumschränktesten Despotismus sich noch Arten von

Mie-

Misbrauchsrechten erhalten, die aller Ungezähmtheit und Roheit der Barbarey und Anarchie würdig sind! wie man täglich in Frankreich die heiligsten Eigenthumsrechte verlegt, und eine Gewohnheit nicht auszurotten wage, die bey ihrer Einführung kindisch und in ihren Folgen schrecklich und abscheulich sey! wie man endlich ohne irgend einen Aufstand die Grundverfassung des Staats erschüttert habe, und eine Rotte Landvolk in Aufruhr zu bringen fürchte, die eine Brigade von der Marechaussee völlig auseinander treiben würde.

Die Richter des Orts waren indessen noch dazu gekommen, und nachdem sie die traurige Erzählung des Einwohners bekräftiget hatten, setzte man sich zu Tische. Man ließ das Gespräch über diese Begebenheit nicht ausgehen; Jeder suchte Mittel an die Hand zu geben, welche verhindern könnten, daß sie nicht wieder vorkäme, aber nur bloß im Gespräch; keiner schien sich zum Handeln verstehen zu wollen, um einer solchen Unordnung Einhalt zu thun, oder um wenigstens diesem blödsinnigen Volke die Augen zu öffnen, und ihm vorzustellen, daß eine Privatperson keine ganze Stadt beschimpfen könne; daß, wenn Jemand zu bestrafen wäre, derjenige die Strafe verdiene, der zuerst dazu Gelegenheit gegeben, und daß endlich ein einfältiges abgenutztes Sprüchwort keineswegs den Tod verdiene. O Philosophie, was für Dinge hast du nicht noch in diesem Lande zu thun!





III.

Recueil des meilleures pieces dramatiques faites en France depuis Rotrou jusqu' à nos jours, ou le Theatre françois. Tragédies. Tomes I et II. In 8. à Lyon, chez Grabit, 1780.

Diese interessante und kostbare Sammlung, welche alle Reichthümer der dramatischen Dichtkunst in sich fassen soll, wird in drey Theile abgetheilt. Der erste soll die Trauerspiele, der zweynte die Lustspiele, und der dritte die Dramen enthalten. Mit dem ersten ist nun der Anfang gemacht. Der Sammlung der Trauerspiele ist eine Geschichte dieser Kunst vorgefetzt, welche das Werk eines philosophischen Litterators ist, der sie studiert hat, und die Grundregeln dieser Kunst in dem Gemälde ihres Ursprungs, ihres Fortgangs und ihrer Wirkungen gut entwickelt.

Es sind zu allen Zeiten fast eben so viel Werke über diese Kunst geschrieben worden, als Theaterstücke. Die Zeit hat den Dichtern und ihren Befehlgebern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kaum sind, vom Aeschylus an bis auf uns, hundert Theaterstücke, und hundert Seiten von Poetiken der Vergessenheit entgangen. Diese hundert Seiten haben die Kunst der Sophoklesse und Corneilles gewiß nicht erschöpft. So wie man neue Fehler macht, so bedarf es auch neuer Regeln, um ihnen Einhalt zu thun. Diese Bemerkung rechtfertiget die Bemühung des Herausgebers, der sich glücklich schätzt, wenn er die Masse von Ideen, die von der Nachwelt angenommen werden, mit einer Seite vermehren kann.

Der

Der gegenwärtige Augenblick ist unstreitig der günstigste, den man wählen kann, über das französische Trauerspiel zu schreiben. Das Grab hat sich über Frankreichs große Meister geschlossen: schwerlich wird das folgende Jahrhundert etwas hervorbringen, welches Stücke, wie *Timon*, *Iphigenia*, *Mahomet* und *Abadamist*, übertreffen möchte. Die Franzosen können den Zustand dieser Kunst so ansehen, als wenn sie bis zu den Säulen des Herkules gekommen wären. Jetzt müssen sie ihren Blick rückwärts kehren, und in der vergangenen Laufbahn die Spuren von den Schritten des Genies untersuchen.

Der Verfasser wirft zuerst einen Blick auf die berühmtesten Poetiken, und fängt bey der Poetik des Aristoteles an, welche über die Stücke des Euripides gemacht zu seyn scheint, in welchen das dramatische Genie schon seinen ganzen Flug genommen hatte, und seit welchen es keinen Schritt fortgerückt ist. Unter den Neuern zeichnet er mit Recht die bewundernswürdigen Abhandlungen des Corneille, die Urtheile, die er über seine Werke gefällt hat, aus; er bezahlt diesem vortrefflichen Genie, welches so herrliche Vorschriften gegeben, einen gerechten Tribut von Lobsprüchen. Nur dem Schöpfer des *Mahomet* und der *Alzire* kam es, wie der Verfasser meynt, zu, der Gesetzgeber des Theaters zu werden, die Geheimnisse seiner Kunst zu entschleiern, um die Künstler in Verzweiflung zu bringen.

Die Gelehrten, welche die Bücher besser kannten als die Menschen, haben mit dem Aristoteles dafür gehalten, daß die Tragödie aus den Dithyramben entstanden wäre, welche dem Bacchus zu Ehren angestimmt wurden; diese Behauptung, die sich auf keinen andern Grund als auf die Etymologie des Worts Tragödie *τραγος ιοδη*, chanson du bouc oder bouc de la chanson

gründet, und mit Nachdruck, und ohne weitere Untersuchung wiederholt worden, ist dem Verfasser zu seltsam vorgekommen, als daß er sie ebenfalls hätte annehmen können: er meynt, daß ein Gesang zu Ehren des Bacchus eben so wenig Gelegenheit zu der Entstehung der dramatischen Dichtkunst gegeben habe, als die Balladen und die Virelais des sechzehnten Jahrhunderts Roderigo und Britannicus hervorgebracht haben. Viel lieber würde er den Philosophen Glauben beymessen, welche die Tragödie zu einer Tochter der Epöee gemacht haben: es wäre wirklich noch wahrscheinlicher, daß die Iliade den Aeschylus gebildet; wenn man aber die Natur beyder Arten von Werken betrachtet, und sieht, daß die eine weit verwickelter und vermischter als die andere ist, so wird man geneigt zu glauben, daß die leichteste derselbigen, die es weniger war, vorher gehen mußte. So hat man Portraits gemacht, ehe man Gesichtsgemälde verfertigt. Die Tragödie ist also älter; die Epöee ihres Ursprungs ist unbekannt. Man weiß ja nicht, welches der erste Künstler war, der Brod backt: sollte man sich schmeicheln dürfen, über den Erfinder der Kunst des Euripides und des Racine besser unterrichtet zu seyn?

Es ist wahrscheinlich, daß, sobald man bey einem aufgeklärten und müßigen Volke schöne Handlungen thun konnte, man den Wunsch gehabt hat, das Andenken derselben von Zeit zu Zeit zu erneuern. Um die Sache noch wahrscheinlicher zu machen, behielten die Mitbürger, welche die Helden vorstellten, ihren Dialog bey, und nun war die Bühne fertig. Beredte Männer ließen in der Folge diesen Dialog nicht so, wie er war, sondern sie machten ihn so, wie er seyn mußte; das Volk verlor dabey nichts. Als man einzusehen anfieng, daß ein Held nicht wie ein anderer Mensch zu handeln pflegte, so fühlte man auch, daß er eine andere Sprache ha-

ben

ben müßte; die Verse verdrängten die Prosa; die Kunst wurde schwerer, und das Ohr des Mannes von Geschmack nahm an dem Vergnügen seiner Seele Theil. Auf diese Art ist es leicht, den Gang der Kunst von ihrer Entstehung an bis zu dem Augenblick, wo ein Mann von Genie aufstand, zu verfolgen. Wenn auch diese Muthmaassung ein bloßer Traum des Verfassers ist; so ist es doch wenigstens ein sehr wahrscheinlicher Traum, und ein Traum, welcher den Philosophen befriediget. Man kann es ihm nicht anders als Dank wissen, daß er fortfährt die dramatische Kunst im Orient zu suchen. Es läßt sich sehr vernünftig denken, daß die Wiege der Künste die Wiege des menschlichen Geschlechts gewesen. Ein immer heiterer Himmel, ein fruchtbares Land, der Anblick einer schönen Natur, müssen nothwendig die Seele zu großen Dingen aufmuntern, und den Verstand, sie auszumalen, reizen.

Wenn man die Oberfläche der Erde physisch untersucht, so sieht man, daß sich das menschliche Geschlecht in China und Indien an den Ufern des Tiger und des Euphrats gefallen und vervielfältigen mußte. Die Beredsamkeit und Poesie mußten nothwendig unter jenen glückseligen Himmelsstrichen eher entstehen, als in den brennenden Sandwüsten von Afrika. Die Chaldäer, welche das wahre Planetensystem, das sich hernach eine Menge Jahrhunderte hindurch verlor, um vom Copernicus wieder hergestellt zu werden, entdeckt hatten, mußten zuverlässig alle angenehme Künste gepflogen haben. Durchgängig sucht man sich eher zu vergnügen, als in den höhern Wissenschaften zu unterrichten; die Theater entstehen vor den Observatorien; und die Tragödien des Aeschylus giengen dem Ptolemäischen System lange vorher. Es ist wahr, wir haben von den Sophokleischen Babylons nicht ein einziges Fragment erhalten: was haben wir
aber

aber auch für Denkmäler, besonders historische, die uns aus diesen entfernten Zeiten übrig geblieben sind, wenn wir einige verstümmelte Seiten des Sanchoniaton, und eine kleine Anzahl Kapitel der fünf Bücher Moses aufnehmen? Indien hatte, wegen der Allgemeinheit seiner Bevölkerung, wenig große Städte; und das ist vielleicht der Grund, warum die dramatische Kunst daselbst wenig Fortgang hatte. Man sah da viele de la Fontaine, und keinen einzigen Corneille. Mit China ist es umgekehrt: dieses hatte, aus dem entgegengesetzten Grunde, frühzeitig Theater. Aber der phlegmatische Charakter des Volks, welcher der Einbildungskraft schadete; die Regierungsform, welche den Müßiggang verbannte; die Schwierigkeit die achtzigtausend Sprachzeichen zu lernen, welche allein hinreichend war, das Wachsthum des Verstandes aufzuhalten, gestatteten der dramatischen Kunst nicht, sich in diesem Lande zu vervollkommen.

Einige Kritiker haben sich endlich überredet, daß die Hebräer mit ihrer unfruchtbaren Sprache, ihrem zum Handel und Bucher geneigten Genie, ihrem Haß gegen alle Nationen, die nicht in Palästina geboren waren, dennoch ein blühendes Theater gehabt hätten; und man könnte, wenn man wollte, annehmen, daß das Hohelied Salomonis ein Hirtenspiel, welches Salomon mit seinen Weibern gespielt hätte, und besonders das Buch Hiobs eine Art von Drama gewesen wäre: denn ohne vom Stil zu reden, der voller Bilder ist, nimmt man darinn eine Intrigue wahr, welche mit der griechischen Tragödie des Philoktes einige Aehnlichkeit hat. Die Anlage des Stoffs ist mit eben so viel Geschicklichkeit gemacht; die Scene geht in der Gesprächsform vorüber, und Gott löset den Knoten auf.

Von dem Theater der Morgenländer wissen wir nichts; wir müssen also auf Griechenland zurückkommen,

wo wir, vor dem Aeschylus, aus dem Müßiggang und der Böllerey, die ersten Geschichtschreiber entstehen sehen, welche noch dem Thespis vorhergingen. Es ist weit von dieser Marktschreyerey bis zur Kunst der Sophoklesse; aber wir müssen anmerken, daß wir, in Ansehung dessen, den Griechen nichts vorzuwerfen haben, und daß vielleicht von unsern Mysterien und Farcen der Mere lotte bis zum Britannicus und Nisanthropen noch weiter ist. Aeschylus erfand endlich die Bühne, und verband das Chor mit der Handlung. Hier verfolgt der Verfasser die drey griechischen Tragödiendichter, wovon er einen nach dem andern behandelt. Seine Bemerkungen sind neu und interessant. Bisher hatte man bloß die Urtheile des Aristoteles wiederholt, welche die Lateiner vor uns nachgebetet hatten. Das ist nicht das Mittel die Sphäre unserer Kenntnisse zu erweitern; weil wir das Fernglas nicht ändern können, so müssen wir wenigstens die Gegenstände unter einen neuen Gesichtspunkt bringen. Der Verfasser giebt hier Bemerkungen, welche gelesen und überdacht zu werden verdienen.

Als in Athen, sagt er, alles ausartete, Dichtkunst, Sitten und Vaterlandsliebe; so that das Volk, welches müde geworden war, Schauspiele ohne Genie zu krönen, um die hinsterbende Tragödie wieder zu beleben, den Vorschlag, die Stücke des Aeschylus wieder auf das Theater zu bringen: weil aber viele Fehler darinn waren, sowohl in Ansehung des veralteten Stils, als ihres Zusammenhangs, so ward es erlaubt, sie zu verbessern. Da kämpften die Bearbeiter dieser wiederum verjüngten Werke mit den Dichtern der damaligen Zeit, und erwarben dem Andenken des Aeschylus neue Kronen.

• • Diese Bemerkung, welche das, was der Verfasser von dem griechischen Theater sagt, beschließt, bringt ihn
wieder

wieder auf das französische Theater zurück, und flößt ihm einen Wunsch ein, den der Geschmack unstreitig billigen wird. Eine unglückliche Erfahrung lehrt uns, daß der Boden des Genies, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, alle Tage seine wiederherstellenden Säfte verliert; es wäre unstreitig Zeit, Athen nachzuahmen. Wir haben einen Aeschylus, fährt der Verfasser fort, von dem man nur noch eine kleine Anzahl Stücke spielt. Der größte Theil der übrigen, die von erhabenen Schönheiten voll sind, könnten, vermittelt einer kleinen Anzahl von Verbesserungen und Abkürzungen, auf dem französischen Theater mit Beyfall gespielt werden. Es sind kalte Statuen, welche in der Werkstatt der Schauspieldichtkunst leblos dahinten liegen, und, um wieder belebt zu werden, den Meißel eines neuen Pygmalions erwarten.

Voltaire hatte den nämlichen Wunsch gethan. Er wünschte, daß junge Leute, welche über ziemlich unnütze Gegenstände sehr gute Verse machten, ihre Talente zu Erhaltung der Ehre des Theaters anwenden, und die Stücke des großen Corneille, die man nicht mehr spielt, und die in Vergessenheit gesunken sind, verbessern möchten. Dies; heiße, drückte er sich aus, dem französischen Theater und dem Andenken des Corneille einen Dienst leisten. Die Engländer haben, ihres Enthusiasmus für Shakespear ungeachtet, den Schriftstellern, die in gegenwärtigen Zeiten ihn zu verbessern gesucht haben, Beyfall zugesprochen; warum sollte man nicht in Frankreich die Schriftsteller, die sich dieser Arbeit unterziehen wollten, ebenfalls aufmuntern? Es ist wahr, man hat über die letzte Scene der Iphigenia einen Versuch in dieser Art gemacht; und dieser Versuch ist nicht gelungen, so wie man es auch nicht anders erwarten durfte: aber Racine ist nicht Corneille; es fiel in Athen Niemanden ein, den Euripides oder Sophokles zu verbessern. Der Verfasser

fasser der *Iphigenia*, weit entfernt einer Verjüngung zu bedürfen, wird zur Epoche dienen, um die Vollkommenheit der französischen Sprache zu bestimmen, selbst dann noch, wenn sie nicht mehr gesprochen werden wird.

Die Tragödie in Rom bietet uns kein solches Schauspiel dar, wie uns Athen gegeben hat. Wir haben nichts als die Stücke des Seneka, der unglücklicherweise kein Zeitgenosse Virgils und Horazens war; er ist nur aus dem schöngeistigen Jahrhunderte, welches immer zwischen dem Jahrhunderte des guten Geschmacks und dem Jahrhunderte der Barbaren zwischen inne steht. Die großen Lichtstrahlen, welche in dem Jahrhunderte Augusts aus dem Schoos der Beredsamkeit, der Poesie und der Geschichte ausgiengen, fielen auf das Theater zurück. Cicero redet von einer Tragödie Orestes, die zu seiner Zeit mit glücklichem Erfolg gespielt wurde. Das ganze Alterthum hallt von den gerechten Lobeserhebungen wieder, welche man dem Oedipus des Julius Cäsars, der *Medea* des Ovids und dem *Thyestes* des Varius belegte: es ist sehr traurig für die Künste, daß man so nachlässig gewesen, die Stücke aus dem schönen Jahrhunderte Roms nicht besser aufzubewahren, da wir hingegen die schlechte Tragödie *Octavia*, und den grammaticalischen Mischmasch der *Nächte* des Aulus Gellus ganz haben.

In dem heutigen Italien hat die Tragödie keine großen Schritte gemacht; die Oper hat sie verdrängt. Diese von Boileau so verächtliche Art von Schauspiel ist eine Nachahmung des Melodrama der Griechen; aber ihre Sprache schickte sich viel besser dazu, als die untrüben mit ihren tauben und stummen Sylben, mit ihren eintönigen Inflectionen, und ihrem Mangel an Prosodie. Der Verfasser beruft sich bey dieser Gelegenheit auf einen Versuch, den er in Gegenwart des berühmten Helvetius machte,

machte, und der diesen Philosophen in großes Erstaunen setzte. „Ich hat einen Weltmann, der einen sehr schönen Organ hatte, und ein vollkommen guter Schauspieler war, mit allem möglichem Feuer, dessen er fähig wäre, den Monolog der Armida zu deklamiren; er that es, und nie hat auch der berühmteste Musikus vor ihm nur den ersten Vers dieses Recitativs recht komponiren können. Ich hat hernach einen Griechen, der sich Erzbischof von Tarsis nennen ließ, ein Fragment aus dem fünften Akt des Oedipus vom Sophokles zu deklamiren; alle Inflexionen dieser pathetischen Stelle wurden von dem Musikus auf das richtigste bemerkt, und er führte hernach die Arie auf seiner Violine aus.“

Diese Bemerkungen geben dem Verfasser Anlaß, sich über die französische Oper auszubreiten; er sagt darüber viele Wahrheiten, welche den enthusiastischen Liebhabern hart scheinen dürften, und zeigt verschiedene Ausichten, wie sie zu vervollkommen wären. Natürlicherweise findet hier die Schilderung der heutigen Theater ihren Platz; er durchgeht alle Staaten von Europa. Bey den Griechen sah man die Possenspiele des Thespis; in Frankreich Schauspiele aus der heiligen Geschichte genommen (mysteres); in Spanien die autos sacramentales. Die Entstehung der Tragödie war sich fast überall gleich. Aber, Dank sey es dem Aeschylus und Corneille, Athens und Frankreichs Kindheit dauerten nicht lange; Spanien befindet sich noch darinn: Calderon fertigte hundert Theaterstücke. Der Catalog der Stücke, die Lopez de Vega gemacht hat, beläuft sich auf mehr als 1800; und das ist hinreichend, um einzusehen, was man davon zu denken habe.

Die Holländer rühmen sich, in den Zeiten, wo sie ihre Ennannen mit den Ueberbleibseln ihrer Ketten bekämpften, wo sie sich trotz des Oceans, der Inquisition
und

und der Armeen des Philippus, ein Vaterland erworben, eine männliche und republikanische Tragödie gehabt zu haben, so wie die von Athen war, als Aeschylus das Theater dirigte, und Themistokles die Armeen kommandirte. Bondel verfertigte einige voll grauser wilder Schönheiten, welche von einem Volke, das den Sophokles nicht sehr kannte, aber diesen Dichter schätzte, weil es gehört hatte, daß er ein Republikaner gewesen wäre, mit Entzücken aufgenommen wurden. Sein berühmtestes Stück ist sein Palamedes, in welchem er, unter griechischen Namen, die Geschichte des unglücklichen Barnevelt behandelte, welcher in einem Alter von 72 Jahren auf dem Schavot sterben mußte, weil er einen Narren, mit Namen Arminius, beschützt hatte, gegen welchen der Statthalter einen andern, Namens Gosmar, beschützte. Der Prinz durchdrang den Schleyer der Allegorie, und schenkte ihm wahrscheinlich deswegen das Leben, weil er als Dichter Niemanden Schaden zufügen konnte. Bondel hatte keinen andern Lehrmeister als sein Genie; die Holländer nennen ihn ihren Corneille; und dieses Urtheil wird das unsrige werden, sagt der Verfasser, sobald wir uns besinnen werden, den Corneille den Bondel von Frankreich zu nennen.

Vom deutschen Theater heißt es: „das deutsche Theater zeigt uns keine größern Schönheiten; es hat keine Progressen machen können, weil es nur zu Wien und zu Hamburg stehende Theater hat. Einer von den großen Fehlern der deutschen Bühne ist, daß ihre Stücke mit zu viel kleinlichen Details überladen sind, welche die Handlung langweilig machen, und beyde den Zuschauer und die spielende Person zugleich einschläfern. Die Beschreibungsfucht, welche in allen Arten der Litteratur, von der Epöee an bis zum Sinngedicht, eingerissen ist, herrscht auch auf dem Theater. Ist der Schauplatz ein Pallast, so malt man jede Säule vom Grund an bis

zum Kapital; und will der Hohepriester der Juden ein Orakel sprechen, so nennt er, wie ein Juwelier, die neun kostbaren Steine, welche sich auf seinem hohenpriesterlichen Gewande befinden.“

Das englische Theater verräth mehr Genie, hingegen weniger Regelmäßigkeit; aber nach allem dem, was man über dieses Theater sagt, findet man auch in selbigem neue und hervorstechende Details, und Bemerkungen, die mit viel Geschmack gemacht sind. Es fieng sich so an, wie in Frankreich, und wie überall: die Religion lieferte die ersten dramatischen Gegenstände. Die Bahn, die sich der menschliche Geist gebrochen, ist fast immer die nämliche gewesen. Wir wollen uns hier nicht bey dem Anfang aufhalten. Der Verfasser ist selbst über die Entstehung des französischen Theaters kurz; er eilt zum Corneille fort; und ohne sich, wie man immer gethan, bloß auf Lobeserhebungen und Weihrauch für ihn einzuschränken, untersucht er auch den Einfluß, den er auf den Geist seiner Nation gehabt hat. Er ist der erste, der ihn an das Wahre gewöhnt hat, ohne welches das Schöne nichts ist. Cinna, die schönen Scenen aus dem Horatius, die Zusammenkunft des Pompejus und Sertorius, sind der schönste Ausdruck der römischen Größe, und ohne ihn hätte man vielleicht nicht gefunden, daß Tacitus mehr dramatischen Stoff liefere als Ovid, und daß man in einem aufgeklärten Jahrhunderte von den Gefahren eines Cäsars, Cornelius und Heraclius weit stärker gerührt werde, als von den Zauberereyen einer Medea, von dem unglaublichen Kampfe des Herkules mit dem Tode, und von den Mährchen aller mythologischen Helden. Bey diesem Zeitpunkte ist es schicklich, von allem dem Erwähnung zu thun, was das Jahrhundert Ludwigs XIV Großen gethan hat. Sobald die Künstler überzeugt waren, daß die Wahrheit in der Nachahmung alle gute Produkte des menschlichen Geistes

charakter

Charakterisire, so bewetteiferten sie sich die Natur zu beobachten, und sie unter allen ihren Gesichtspunkten kennen zu lernen. Wer weiß, ob nicht die Trauerspiele des Corneille, in welchen so viel Erhabenheit, Stärke und Scharfsinn ist, unvermerkt das Jahrhundert der Philosophie herbeingebracht haben? Der Schöpfer des Trauerspiels hat auch auf das Jahrhundert Ludwigs XIV Einfluß gehabt, indem er das Lustspiel und die Oper hervorbrachte; denn der Lügner und Andromeda sind älter als die Meisterstücke des Quinault und Moliere.

Hierauf folgt eine geschmackvolle Vertheidigung des Racine wider einige berühmte Männer. Man kann dem Dichter, der den Charakter des Nero geschildert, in den Charakter des Acomat so viel Klugheit gelegt, und dem Joas eine so erhabene Naivetät gegeben, ein schöpferisches Genie wohl nicht absprechen. Wenn er dem Euripides den Grund von den Rollen der Phädra, der Andromache und der Iphigenia zu danken hat, so hat er die Waffen seines Nebenbuhlers mit einer Ueberlegenheit geführt, die an Schöpfungskraft gränzt, und nur ihm allein verdankt er den Nero, Acomat und Athalia. Wenn man sich mit seinen eignen Flügeln so hoch schwingt, bemerkt unser Verfasser, so sollte man doch nicht sagen, daß man nur an dem Stocke gehen könne. Auf diese Art geht er die übrigen großen dramatischen Dichter durch, und betrachtet einen nach dem andern. Was er hierauf von den drey Einheiten sagt, verdient gelesen zu werden. „Einheit des Orts ist am besten beobachtet worden; Einheit der Zeit etwas weniger, weil unsere Trauerspiele wirklich noch einmal so lang sind, als die Trauerspiele der Griechen, und Einheit des Interesse, Dank sey es den episodischen Liebeshandeln, womit unsere Dramen beladen sind, fast nie.“

Die Theater sitten, die Handlung, die Contrasten, die Philosophie geben zu vielen interessanten Beobachtun-

gen Anlaß: man hat auch nicht unterlassen von Trauerspielen in Prosa zu reden und sie einzuführen, aber man hat sie mit Recht verworfen; so auch die reimlosen Verse, welche ihrer Leichtigkeit wegen nur kalte und mittelmäßige Dichter vorziehen werden; sie haben weder den Numerus der Prosa, noch den harmonischen Wohlklang der Verse, und machen eine Art von Zwitterperiode aus, wodurch weder dem Geschmack noch dem Ohr geschmeichelt wird.

Der Verfasser sagt auch, in einem besondern Kapitel, etwas über die Richter der Theaterstücke. Die Komödianten haben sich dieses Recht zugeeignet, und misbrauchen es, um die Talente zu unterdrücken. „Racine, der unsterbliche Racine, sah schon zu seiner Zeit ein, daß die Gewalt, die sie sich anmaßten, die Despoten der Bühne zu seyn, den Verfall derselben bewirken würde: auch wußte er sie wieder in den Staub zurück zu weisen. Als er einmal eine Leseprobe hielt, und Baron, wie jener Pedant, der sich einfallen ließ vor dem Hannibal von der Taktik zu reden, ihm wegen der Abbrechung der Scenen Vorstellungen machen wollte, so sagte dieser große Mann zu ihm: Baron, ich frage Sie ja nicht um Ihren Rath; ich bin hier, um sie zu unterrichten, wie man meine Rollen spielen müsse.“

Die Verfasser von der Didon, la Pupille, und la Metromanie, haben sich ebenfalls über das Verfahren der Schauspieler beklagt. Man wird sich erinnern, daß sie den verheiratheten Philosophen drey Jahre lang in ihrem Pulte behielten, ohne den Werth desselben zu kennen; daß Melande anfangs gar nicht angenommen ward, und daß sie den Oedipus und die Merope nicht spielen wollten. Das beste Mittel, dieses zu verhindern, wäre, wenn man zwey Theater hätte; zu London hat man ja noch mehrere; unter der Regierung Ludwigs XIV sind auch zwey gewesen: man glaubt nicht, was die
aus

ausschließenden Privilegien für Schaden thun; sie bringen wirklich der dramatischen Kunst so viel Nachtheil als dem Handel.

Auf diese interessante Geschichte des Trauerspiels folgt die Geschichte des französischen Theaters von Fontenelle, welche ein räsonnirendes Verzeichniß von den besten Stücken liefert, welche vor den Stücken des Rotrou zum Vorschein gekommen sind. Mit diesem Zeitpunkte fängt sich die Sammlung an, die wir ankündigen. Man hat nur die Sophonisbe von Mairet vorausgeschickt, welche das erste regelmäßige Stück ist, so in Frankreich, wie in Italien, gemacht worden ist. Man hat sich begnügt, bloß die chronologische Ordnung der französischen Trauerspiele, von dem Ursprunge des Theaters an, vorzusetzen. Der erste Schriftsteller, dessen man Meldung thut, ist Anselme Faydit, einer von den vornehmsten alten französischen Poeten (Troubadours), welcher gegen das Jahr 1210 lebte. Die Geschichte der Provenzaldichter sagt, daß er seine Komödien und Tragödien für 2 bis 3 tausend livres verkauft habe. „Es ist wohl süßlich erlaubt, einige Zweifel dagegen zu hegen, merkt der Verfasser an, ob es gleich von einer Menge Schriftsteller, die nicht untersuchen, sondern nur übertragen, angenommen worden ist. Berechnungen, die sich auf die Finanzgeschichte unserer Monarchie gründen, versichern und überzeugen uns, daß zwanzig Sols zur Zeit des Anselme Faydit so viel waren, als heut zu Tage 18 Livres, 4 Sols und 11 Deniers. Also würde sich der Preis eines Theaterstücks, das zu Anfang des 13 Jahrhunderts mit dreitausend livres bezahlt worden, in dem gegenwärtigen auf 54737 Livres 10 Sols belaufen. Die Belagerung von Calais hat ihrem Verfasser, trotz dem epidemischen Enthusiasmus der Nation, den erstaunlichen Einnahmen im Schauspielhause, und der Großmuth unserer Könige, lange nicht

so viel eingetragen. Fandit war, wie Moliere, Autor und Schauspieler: er starb 1220.“

Diese Chronologie des französischen Theaters führt ihn bis auf Rotrou. Das einzige vor ihm verfertigte Stück, welches aufgenommen zu werden verdient hat, ist, wie wir schon gesagt haben, die Sophonisbe von Mairet: dieß ist das erste Stück dieser Sammlung; darauf folgt die von Corneille, und alsdann das nämliche Stück von Mairet, neu umgearbeitet von Voltaire. Die Zusammentreffung dieser drey Stücke setzt uns in den Stand, sie miteinander zu vergleichen; und das ist vielleicht die sicherste Art, über den Fortgang der Kunst zu urtheilen; denn man findet hier den nämlichen Stoff dreymal bearbeitet, und zwar zu verschiedenen Zeitpunkten und von verschiedenen Händen. Die chronologische Ordnung scheint hier über den Haufen geworfen zu seyn; aber es ist bloß ein Opfer, welches dem Geschmack gebracht wird; und diese Ordnung wird ganz wieder hergestellt werden, wenn man auf das Jahr kommen wird, wo Corneille die Sophonisbe spielen ließ, und auf den Zeitpunkt, wo Voltaire die Sophonisbe des Ueberwinders unsers Sophocles, neu bearbeitet, gegeben hat.“

Auf diese drey Trauerspiele, die sich in dem zweyten Bande dieser Sammlung befinden, folgt der sterbende Herkules von Rotrou, welcher sie beschließt. Dießem Trauerspiele ist eine Einleitung vorgesetzt, in welcher man mit der Person des Dichters und seinen Produkten bekannt gemacht wird. Er ist, der die Schranken weggerissen, die Frankreich in der Barbarey zurück hielten, und der ihm ein Theater verschafft hat. Alle seine Stücke wird man freylich nicht sammeln. Der sterbende Herkules ist zwar nicht sein Meisterstück: aber er ist das erste seiner Trauerspiele, welches einige Funken von Genie enthält, und den Verfasser des Venceslaus ankündigt, den Corneille seinen Meister nannte.

IV.

Fortgesetzte Geschichte der Schriften von den Genfer Streitigkeiten, seit dem Jahre 1779.

S. Mag. d. n. franz. Litt. 4 St.

Der Brief des Ministers, Herrn von Bergennes, ward von dem Herrn Gabard de Vaux zum Druck befördert, und jedem Genfer Bürger, der ihn zu lesen verlangte, mitgetheilt. — Es ist leicht zu begreifen, wie groß die Befremdung der Citoyens und Bourgeois bey Durchlesung eines so drohenden Briefes war, den sie durch ihr äußerlich ruhiges, und bisher noch ganz gesetzmäßiges Betragen gar nicht verdient zu haben glaubten. Ihr erster Argwohn fiel natürlicherweise auf ihre Gegenparthey, die Negatifs, von denen sie unwidersprechlich überzeugt zu seyn meynten, daß sie sie bey dem französischen Hofe verläumberischerweise angeschwärzt, und sowohl den König als seinen Minister überrascht haben mußten. Man urtheile nun, wie sehr dieser Schritt die Gemüther von einander entfernen, und die Volksparthey wider die Negatifs erbittern mußte!

Gleichwohl blieben die Citoyens und Bourgeois ruhig, bis zum 7. September, an welchem der Brief ausgetheilt wurde, und an welchem sie zugleich eine sechzehn Seiten starke Vorstellung über die Unförmlichkeit, die sich im Rathe der Zweyhundert zugetragen hatte, überbrachten, die den Titel führte: Très-humble & très-respectueuse Représentation, remise aux Seigneurs Syndics par plus de mille Citoyens & Bourgeois, Geneve, le 7 Sept. 1779. Sie thaten das mit aller Ordnung und Würde, und mit allem gehörigen Anstande. Diese Vorstellung, deren vornehmster Zweck die Beybehaltung

des sechsten Artikels der Verordnung der löblichen Mediation von 1738 war, die Ordnung der Berathschlagungen der beiden Rätze betreffend, wo es heißt: nichts soll vor dem Rathe der Zweyhundert vorgetragen werden können, das nicht vorher vom Rathe der fünf und zwanzig verhandelt und gebilliget worden ist u. s. w.; diese Vorstellung allein würde beweisen, wie falsch der Herr von Vergennes von der Lage der Republik müsse berichtet worden seyn.

Wenige Tage nach dieser Vorstellung legte der kleine Rath dem Rathe der Zweyhundert ein neues Gutachten vor, in welchem er ihm eine neue Commission von geringerer Anzahl, allein immer von gleichen Grundsätzen, vorschlug. Der Rath der Zweyhundert verwarf diesen Vorschlag, so wie den vorhergehenden, und wahrscheinlich immer aus den gleichen Bewegungsgründen. Er erklärte sich in seinem Urtheilspruche vom 25 Sept. völlig dagegen, und verwarf den Vorschlag des kleinen Raths gänzlich, weil eine so zahlreiche Commission, in dem nämlichen Geiste wie die vorhergehende errichtet, nicht tüchtig wäre, die Vollendung des Gesetzbuchs schleunig, und nach den 1777 erkannten Verhaltensregeln, zu bewerkstelligen. Durch diesen zweyten Spruch schien der Rath der Zweyhundert die Bürger in ihrem Argwohne zu bekräftigen, daß es ihm mehr um eine aristokratischere Commission als die vorhergehende war, als bloß um die Beylegung ihrer innern Zwistigkeiten, zu thun sey. Man sehe: *Pieces diverses, relatives aux deliberations du Magnifique Conseil des Deux-cent, depuis le Vendredi 17, au Samedi 25 Septembre, 1779, Geneve, de 16 pages.* 2) *Tres - respectueuse Requisition, remise au Seigneur premier Syndic par plusieurs membres du Magnifique Conseil des Deux-cent, le Jeudi 23 Septembre 1779. Geneve à sept heures du soir.* 3) Ex-

Extrait des Registres du Magnifique Conseil des Deux-
cont du 25 Sept. 1779.

So war die Lage der Sachen in Genf, als unterm 25 September folgender Brief von Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen von Polignac, königl. französischen Botschafter in der Schweiz, an die löbl. Stände Zürich und Bern anlangte, dem eine Abschrift des Briefes Sr. Exc. des Herrn Grafen von Vergennes an Herrn Gabard de Vaux beygeschlossen war.

Magnifiques Seigneurs,

„Sie kennen die neuen Unruhen, welche die Republik Genf trennen; sie sind die Folgen von denen, welche 1768 gänzlich beyzulegen Ludwig XV, Euer löbl. Stand, und der Stand Bern gewünscht haben, und wovon man den Saamen, zum Unglück für diesen Freystaat, nicht ganz vertilgt hat.“

„Da seit diesem Zeitpunkt die Bürgerschaft von Genf neue Rechte erhalten hatte, deren Einfluß zwar vorhergesehen, allein vielleicht nicht reiflich genug erwogen worden war, so gewann sie über die beyden Rätthe, und besonders über den kleinen Rath, ein Uebergewicht, welches die Staatsverfassung sehr entstellt hat.“

„Sowohl in der Mediation von 1738, als nachher, ist erkannt worden, man solle eine neue Sammlung der Gesetze veranstalten. Diese Unternehmung ist lange aufgeschoben worden. Endlich ward sie vor zwey Jahren einer Commission anvertraut, die anfangs ungefähr aus einer gleichen Anzahl von Männern, die den verschiedenen politischen Systemen, in welche die Republik getheilt ist, zugethan war, besetzt wurde. In der Folge blieben bey nahe keine andern Mitglieder mehr darinn, als solche, die sich wenigstens zur Demokratie neigten, wenn
ihre

ihre Absicht nicht selbst so weit gieng, eine souveraine Demokratie in Genf einzuführen.“

„Diese Commission sollte ihren ganzen Entwurf eines Gesetzbuchs im September dieses Jahrs ans Licht bringen: an dessen Statt hat sie aber nur den ersten Theil desselben dem Druck übergeben, aus dem man schon ein zusammenhängendes System zu sehen geglaubt, die alte Regierungsform durch Wendungen, die nicht sogleich den meisten Lesern in die Augen fallen könnten, zu stützen.“

„Man hat wahrgenommen, daß die Mediationsverhandlung von 1738, welche, so lange sie nicht vernichtet wird, eine der vornehmsten Grundsäulen des Genferischen Staatsrechts ausmacht, in dem Entwurf des Gesetzbuchs auf so eine Art zerstückt und verstümmelt ist, daß sie darin, sowohl in Ansehung der Sachen als des Ausdrucks, ganz unkenntlich erscheint.“

„Man hat gefunden, daß die Gewalt der Syndics durch die neuen Vorrechte, die man ihnen beizulegen vorschlägt, eine allzubeträchtliche Ausdehnung bekommen hat; und es hat geschienen, als ob die Bürgerschaft, bloß um die Zügel des Staats allein zu führen, die höchste Gewalt in die Hände solcher obrigkeitlicher Personen überliefere, die sie alle Jahre erwählt, die sie aus dem Rathe verstoßen kann, und denen kein Mittel übrig bleibt, sich fürchtbar zu machen. Kurz, das ganze Werk ist, wo nicht von dem zahlreichsten, doch wenigstens von dem aufgeklärtesten Theile der Bürger so angesehen worden, als ob es zu einer Zerstörung aller alten Gesetze der Republik führe, wovon es doch nur eine, in eine bessere Ordnung gebrachte, und in schicklicherer Schreibart ausgedrückte Wiederholung hätte seyn sollen.“

„Der Rath der Zweyhundert hat, nach eingeführtem Gebrauch, dieses Werk zur Einsicht vorgelegt bekommen, ehe man dem Generalrathe ein Gutachten über das,

das, was etwa zu thun seyn möchte, es sey nun um die Arbeit der Commission anzunehmen, oder zu verwerfen, vorgetragen hatte.“

Der Augenblick, wo dieses Geschäft im Rath der Zweyhundert in Berathschlagung gezogen worden, hat zu einem gewaltsamen Ausbruch des Parthengeistes Gelegenheit gegeben. Die Commissarien, deren verschiedene 1768 an der Spitze der Bürgerchaft gestanden, und seitdem fortführen sie zu regieren, haben es sich zur Hauptangelegenheit gemacht, die Annahme dieses ersten Theils des neuen Gesetzbuchs durchzusetzen, und haben vorzüglich geäußert, daß sie sich die Ehre, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, nicht rauben lassen würden. Der Rath der Zweyhundert hingegen, hat, vom Anfang der Berathschlagungen an, entschlossen zu seyn geschienen, diesen ersten Theil des Gesetzbuchs zu verwerfen, und zu begehren, daß die Commission aufgehoben würde. Hierauf haben die Dämagogen zu ihren alten Waffen, zu List und Ränken, zu Schimpfworten und Drohungen ihre Zuflucht genommen, um den Rath der Zweyhundert zu Billigung des neuen Gesetzbuchs, und zur Verbeibaltung der niedergesetzten Commission zu bewegen, obgleich der Termin, bis zu welchem sie niedergesetzt wurde, verfloßen war. Die Gährung, welche diese Untersuchung in den Gemüthern verursacht hatte, war ein Vorbote neuer Zwistigkeiten und neuer Unruhen. Seine Majestät fanden also für gut, ihrem Geschäftsträger bey der Republik Genf zu schreiben, und ihm aufzutragen, in Ihrem Namen die Aeußerung zu thun, daß, ob Sie gleich mit wichtigern Sorgen beschäftigt wären, Sie gleichwohl einen Staat, den Ihre Vorältern mit dem beständigsten und wirksamsten Schutze beehrt hätten, nicht aus dem Gesichte verlieren würden; daß Seine Majestät gar keine Absicht hätten, die Unabhängigkeit der Republik zu be-

ein

einträchtigen; daß Sie aber Rechte und ein Interesse hätten, über ihre Ruhe zu wachen.“

„Dieser Brief, den ich den Auftrag habe Ihnen, Magnifiques Seigneurs, mitzutheilen, und den ich Ihnen hier in Abschrift belege, hatte keine andere Absicht, als in dieser ersten Hitze die Gemüther zu besänftigen, und sie zur Mäßigung zu bewegen. Allein eine so gefährliche und so dringende Lage haben Seine Majestät veranlaßt, sich zu bemühen, allen Gewaltthätigkeiten vorzubeugen, um Zeit zu gewinnen, mit Ihnen gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen. Seine Majestät weiß, wie sehr es Ihnen am Herzen liegt, den Frieden und die Einigkeit in einer Republik wieder herzustellen, deren Ordnung und gute Harmonie allen ihren Nachbarn wichtig ist. Sie tragen mir daher auf, Ihnen zu bedenken zu geben, daß, da die gegenwärtigen Ereignisse in Genf die Folgen von den Gefälligkeiten seyen, die man zur Zeit der letzten Unruhen gehabt habe, und da es auch ist nicht das Ansehn habe, als ob der Friede in dieser Stadt, ohne einen entschlossenen Schritt, wieder aufblühen werde, Seine Majestät hoffen, daß Sie beydenseits mit aller der Standhaftigkeit, welche der gegenwärtige Fall erheischt, handeln werden, um zu verhindern, daß der zahlreichere, aber am wenigsten aufgeklärte und am wenigsten empfehlungswürdige Theil der Bürgerschaft, von Anführern geleitet, welche die Veränderung lieben, und deren von allen Arten mit sich im Kopfe herumtragen, das Schicksal eines Staats entscheide, dem Seine Majestät geisonen sind Ihren Schuß fernerhin angedeihen zu lassen, und daß die Staatsverfassung von Genf bis auf so einen Punkt umgestürzt würde, daß sie derjenigen, für welche Sie mit Ihnen Gewähr geleistet haben, in keiner Rücksicht mehr ähnlich wäre.“

„Es wäre bey gegenwärtigen Umständen wichtig, Magnifiques Seigneurs, daß Ihr löblicher Canton und
der

der löbl. Canton Bern einen Plan eines standhaften und nachdrücklichen Verhaltens entwerfen möchten, welcher der Nothwendigkeit einer neuen Vermittelung zu Beylegung der Unruhen einer Stadt, die ihre Lage für die Schweiz und für Frankreich gleich wichtig macht, vorbeugen könnte. Dieses ist der vornehmste Gesichtspunkt, aus welchem Seine Majestät verlangen, mit Ihnen beyden löbl. Ständen gemeinschaftliche Maaßregeln zu ergreifen, und mit Ihnen zu berathschlagen, was hierbey zu thun am schicklichsten wäre, es sey nun zufolge der Mediation von 1738, oder bloß als Nachbarn, als welche sie besondere Bewegungsgründe haben, über die Ruhe von Genf zu wachen. Allein ich erkläre Ihnen zum voraus, Magnifiques Seigneurs, daß, wenn durch ein Ereigniß, welches unglücklicherweise nur allzunaheliegt, die allzu unruhigen, und auf Veränderungen zu sehr erpichteten Köpfe der Republik, Seine Majestät zwingen würden, sich mit diesen unaufhörlich wieder auflebenden Zwistigkeiten zu beschäftigen, Höchstdieselben entschlossen sind, ihnen auf die eine oder die andere Art ein Ende zu machen, um diesem herrschsüchtigen und zänkischen Geiste, mit dem auch die geringsten Bürger dieses Staats zu ihrem Unglück, und zur Beschwerde ihrer Nachbarn, besessen zu seyn scheinen, aller Gelegenheit dazu zu berauben.“

„Seine Majestät schmeicheln sich übrigens, Sie werden in den nähern Kenntnissen, die Sie von den Triebfedern, die in den Republiken wirken, haben, und in dem engen Verhältnisse Ihrer Staaten mit dem Genferischen wirksame Mittel finden, den Frieden und die Einigkeit wieder herzustellen. Sie bitten Sie daher, sich voll Eifer damit zu beschäftigen; und die Gütigkeit zu haben, mir Ihre Gedanken über einen Vermittelungsplan so bald als möglich mitzutheilen. Ich bitte Gott u. s. w.

Unterzeichnet: de Polignac.

Den

542 IV. Fortgesetzte Geschichte der Schriften

Den 27 Sept. erschien zu Genf auf 35 Oktavseiten eine Très-humble et très-respectueuse declaration remise à Messieurs les Syndics au nom d'un très-grand nombre de membres du Magnifique Conseil de Deux-cent, le 27 Sept. 1779. Diese Aeußerung ist eigentlich nichts anders, als eine Zergliederung und Widerlegung der Vorstellung von mehr als tausend Bürgern, die den 7 Sept. den Herrn Syndics übergeben wurde. Sie wirft den Bürgern vor, daß sie ihre Vorstellung auf falsche Thatsachen, auf Grundsätze, die der Staatsverfassung zuwiderliefen, gegründet hätten, und daß sie dieselbe mit ungerechten Beschuldigungen anzuschwärzen suchten. Sie rechtfertigen ihr Betragen im Rathe der Zweyhundert wegen Verwerfung des begehrten Verlängerungstermins, zu Vollendung des Entwurfs des neuen Gesetzbuchs, und wegen der Aufhebung der dazu niedergesetzten Commission; und legen endlich ein feyerliches politisches Glaubensbekenntniß ihrer Grundsätze und Gesinnungen ab. Dieser Aufsatz ist mit vieler Kunst und sophistischer Geschicklichkeit geschrieben, der Gesichtspunkt verändert, und hie und da einige Thatsachen entstellt. Niednerische Deklamationen werden sehr oft den Gründen der Gegenparthey entgegengesetzt, und müssen die Stelle von Beweisen vertreten.

Den 6 Weinmonat erschien Très-humble et très-respectueuse Declaration remise à Messieurs les Syndics au nom d'un grand nombre de Citoyens et Bourgeois. Diese Schrift von 7 Oktavseiten ist von der Parthey der Bürger, die es mit den hundert und fünf Negarifs des großen Raths hält. Sie athmet solchlich auch gleiche Grundsätze, und ist eine Vertheidigung und Bekräftigung oberwähnter Aeußerung.

Den 23 Weinmonat erschien: Abregé historique de ce qui s'est passé à Geneve relativement au Code, auf

auf 30 Oktavseiten und mit 8 Seiten Noten, von der Parthey der Repräsentanten geschrieben; jedoch mit ziemlich vieler Mäßigung, und unpartheyischer, als sich von einem handelnden Schauspieler auf dieser Bühne erwarten ließ. Diese kleine Schrift allein kann jeden Fremdling in den richtigen Standpunkt setzen, aus dem sich die gegenwärtigen Zwistigkeiten von Genf, und die Grundsätze und herrschenden Maximen beyder Partheyen beurtheilen lassen. Sie scheint vorzüglich bestimmt, der Krone Frankreich, und den 2. Ständen Zürich und Bern über die Verläumdungen, wodurch sie bey dem französischen Hofe von ihren Mitbürgern, den Negativs, angeschwärzt worden zu seyn glaubten, die Augen zu öffnen, und besonders bey den 1. Ständen den Eindruck, den sowohl der Brief des Herrn Grafen von Vergennes an Herrn Gabard de Vaup, als der Brief des Herrn Grafen von Polignac, königlichen französischen Bothschafters in der Schweiz, an die beyden löbl. Stände gemacht haben möchte, zu schwächen und zu vertilgen. Zu dem Ende wurden auch einem Bürger von Zürich einige hundert Exemplare zu Austheilung unter die Mitglieder des Raths der Zweyhundert übersandt, zu eben der Zeit, wo man vermuthete, daß die 1. Stände Zürich und Bern sich mit Berathschlagung einer Antwort an den französischen Hof beschäftigen würden.

Den 27 Weinmonat erschien: Lettre ecrite de Geneve à Berne, auf 15 Oktavseiten, von einem Bürger der Parthey der Repräsentanten. Dieses Schreiben ist mit vieler Mäßigung geschrieben. Es ist eine Beantwortung verschiedener Fragen des Berner Bürgers an den Genfer Bürger. Seine Hauptabsicht ist, zu beweisen, daß die gegenwärtige Lage von Genf noch lange nicht so mislich und gefährlich sey, daß nur an eine Vermittelung der drey gewährleistenden Mächte zu denken wäre; daß,

daß, wenn man bey jeder so unbedeutenden Zwistigkeit, wie gegenwärtige sey, von Vermittelung reden wollte, die drey Mächte ein immerfort dauerndes Mediationstribunal in den Mauern von Genf errichten müßten.

Den ersten Wintermonat erschien *Lettre d'un Citoyen de Geneve à M****, auf 2, Oktavseiten. Auch dieser Brief ist von einem Bürger der Parthey der Repräsentanten, und sonder Zweifel von einem Franzosen. Seine Hauptabsicht ist, zu beweisen, daß der Graf von Vergennes gröblich hintergangen, und die Bürger von den Negatifs boshaft bey ihm verläumdet worden seyen. Er zeigt auch die unendliche Gefahr einer Mediation für die Unabhängigkeit und Freyheit des Genferischen Freystaats, als um so viel einleuchtender und gewisser, da sie von Seiten Frankreichs bereits mit einer vorgefaßten Neigung zu Gunsten des Magistrats angefangen würde. Endlich beweist er, daß der Zeitpunkt noch gar nicht da sey, wo sich die vermittelnden Mächte in die Genfer Angelegenheiten mischen könnten, oder mischen sollten, indem es noch nicht um Annahme oder Verwerfung des *Projet du Code*, sondern einzig und allein um Form und Manier, wie in Zukunft bey Fortsetzung und Beendigung desselben zu Werke gegangen werden sollte, zu thun sey.

Den 10 Wintermonat ward von mehr als 900 Citoyens und Bourgeois der Parthey der Repräsentanten den Herren Syndics, zu Handen des kleinen Raths, eine *Defense apologetique des Citoyens et Bourgeois, Représentans de la Ville et Republique de Geneve, précédée d'une Adresse aus Seigneurs Syndics*, von 40 Oktavseiten Text und 12 Seiten Noten übergeben, welche eine Erzählung von dem ganzen ruhigen Betragen der Repräsentanten, vom Anfang ihrer Zwistigkeiten an bis auf diesen Zeitpunkt, enthält. Die Schrift selbst ist mit viel

viel Wärme, Nachdruck und Beredsamkeit geschrieben. Am Ende ist auch ein politisches Glaubensbekenntniß der Repräsentanten eingerückt. Von dieser Schrift wurden ebenfalls einige hundert Exemplare nach Zürich und Bern, zu Vertheilung unter die Glieder des Rathes der Zweyhundert, übersendet.

Am nämlichen Tage verweigerte die Mehrheit der Bürger, den Seckelmeister und Generalprokurator in ihren Ehrenstellen zu bestätigen. Man wußte den Herren Galife und Dünant nichts anders vorzuwerfen, als erstem, daß er sehr heftig gegen die Commission und den neuen Entwurf des Gesetzbuchs eingenommen war; daß er die Meynung, den von der Commission begehrten Verlängerungstermin zu ihrer Arbeit zu verweigern, eröffnet, und die unumschränkte Souveraineté des Generalrathes anzugreifen gewagt hatte: und letztem, daß er auch öffentlich eine politische Meynung angenommen und mit Standhaftigkeit vertheidiget hatte, welche hernach von der Mehrheit der Bürger verworfen wurde.

Den 30 Wintermonat wurde von den beyden löbl. vermittelnden Ständen Zürich und Bern folgendes Ermahnungsschreiben an Genf ausgefertigt.

S. T.

„Die so alten als feyerlichen Verbindungen, die uns mit einander verknüpfen, und der aufrichtige Antheil, den wir stets an allem nehmen, was Ihre Ruhe und blühenden Wohlstand erhalten und vermehren kann, machen es uns zur Pflicht, Ihnen unsere sorgjältigen Gedanken, wegen der sich leßt durch Veranlassung der Vervollständigung eines Gesetzbuchs unter Ihnen geäußerten Misverständnisse, freundschaftlich zu eröffnen.“

„Es ist nicht allemal möglich, die Wirkungen vorauszusehen, die Misveranügen und ungleiche Beariffe unter Bürgern auf die Sicherheit und den Wohlstand eines freyen Staats haben können. Denn da bey so be-

denklichen Umständen das gemeine Wesen nothwendig in jeder Absicht leidet; so kann ein jeder unerwarteter Zufall, wenn überall Unwille in den Gemüthern herrscht, leicht einen gefährlichen Ausbruch bewirken, und die traurigsten Folgen nach sich ziehen.“

„Diese Betrachtungen, die wir Ihnen und den übrigen Ständen der Republik nach unserer eid- und bundsgenösslichen Treue mittheilen, werden gewiß Ihrer, und auch jener ihrer Klugheit und tiefen Einsichten nicht entgehen, und wir dürfen uns daher mit vollkommener Zuversicht von denselben versprechen, daß sie mit Ihnen von der Aufrichtigkeit unserer Absichten überzeugt seyn, diese brüderlichen Vermahnungen alter und treuer Bundsgenossen geneigt aufnehmen, und selbst allseits ihre sorgfältigen Bemühungen verdoppeln werden, um Einmüthigkeit und gegenseitiges Vertrauen unter allen Ständen ihrer Republik völlig wieder herzustellen, zu erhalten und zu befestigen, als wodurch allein die Freiheit, der Wohlstand, und die wahre Glückseligkeit Ihrer Stadt fest gegründet, und Ihren spätesten Nachkommen gesichert werden können. Welche unsere bundsmässige Besinnungen und freundschaftliche Ermahnungen, wir Sie ersuchen, sämtlichen Ständen der Republik bekannt zu machen, die wir in der freudigen Hoffnung, daß Sie allseits die erwünschte Wirkung haben werden, Sie der gnädigen Obforge des Allerhöchsten empfehlen, u. s. w.“

Unter gleichem Datum ergieng auch von den beiden Ständen Zürich und Bern ein Schreiben an den Herrn Grafen von Polignac, königl. französischen Botschafter, folgendes Inhalts:

S. T.

„Sogleich nach Beendigung unserer Ferien haben wir das unterm 25 Sept. von Ew. Excellenz erhaltene Schreiben, und den uns zugleich mitgetheilten Brief des Herrn Grafen von Vergennes Exc. an den Hrn. Gar-

bard,

bard, beyde den dießmaligen Zustand der Republik Genf betreffend, vor die Hand genommen, und machen es uns ist zur Pflicht, Ihnen ungesäumt unsere Antwort zuzustellen.“

„So sehr wir bedauern, daß sich in der Stadt Genf, deren Ruhe und Wohlstand uns so nahe zu Herzen geht, durch Veranlassung ihres zu errichtenden Gesetzbuchs, wiederum einige Mißverständnisse und ungleiche Gesinnungen geäußert haben: so beruhigend ist es doch für uns, daß sich selbige bis ist bloß auf schriftliche Vorstellungen und Verfechtungen einschränken, ohne die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu bedrohen. Wir haben auch zu einer glücklichen Vereinigung um so mehr Hoffnung, weil es hierbey nicht um das Gesetzbuch selbst, sondern allein um die Art und Form zu thun ist, wie dasselbe verfertigt und abgefaßt werden soll.“

„Wir, die beyden Stände, haben auch in dieser Absicht, selbige, so viel an uns ist, zu befördern, gemeinschaftlich ein Ermahnungsschreiben an Genf ergehen lassen, von dem wir Ihnen hier eine Abschrift beyzufügen die Ehre haben.“

„Erlauben uns nun Ew. Excellenz, Ihnen geziemend vorzustellen, daß bey dieser Lage der Sachen zu Genf die Intervention und wirkliche Theilnehmung Seiner allerchristlichsten Majestät, und unserer, der beyden Stände, als Gewährleister der Mediation von 1738, und zwar in einem Fall, der dieselbe zur Zeit noch nicht berühren kann, nach unserm Ermessen, den Rechten der Republik Genf allzunahе treten, und mit dem Titel selbst, auf den sie sich vornehmlich beziehen müssen, nicht übereinstimmen würden.“

„Die so erhabene als gerechte Denkungsart, die Seine allerchristlichste Majestät stets in allen ihren
Mm 2 Hand.

Handlungen leitet, und die sich nicht minder großmüthig in den Angelegenheiten aller ihrer Verbündeten erweist; und selbst das gütigste Zutraun, welches Allerhöchstdieselben in dieser Sache gegen uns, die beyden Stände, zu äußern geruht haben, versichern uns, daß Seine Majestät diese unsere Denkungsart nicht nur nicht mißbilligen, sondern den Grundsätzen freyer und vornehmlich eidgenössischer Republiken angemessen finden werden.“

„Wir haben auch das billige Zutrauen zu allen Ständen der Republik Genf, daß sie die ihnen durch die Mediation von 1738 zugeflossenen Vortheile, die Seine Allerchristlichste Majestät, mit uns, den beyden Ständen, so feyerlich gewährt haben, nicht aus der Acht lassen werden: und Ew. Excellenz dürfen keinen Zweifel tragen, daß wir in Rücksicht auf dieselbe jederzeit alles dasjenige getreulich leisten und erfüllen werden, was sie immer von uns fordern wird.“

„Endlich bitten wir Ew. Excellenz, die Versicherung gütigst anzunehmen, daß uns nichts so angenehm seyn kann, als Dieselben von der wahren und vollkommensten Hochachtung überzeugen zu können, mit der wir ꝛc.“

Die Fortsetzung folgt künftig.



II.

Kurze Nachrichten.

I.

Dictionnaire de Physique, par M. Sigaud de la Fond, Professeur de Physique experimentale, Membre de la Societé Royale des Sciences de Montpellier, des Academies d'Angers, de Baviere, de Florence, de Petersbourg &c. à Paris, rue et Hôtel Serpente 1781. 4 vol. in 8. avec fig. Prix 24 l. rel.

Nichts beweiset die Gefahren des Systemgeistes besser, als die unermesslichen Progressen der Physik seit dem letzten Jahrhunderte. Vor diesem hätte die interessanteste Entdeckung, und jede Wahrheit, wenn sie auch durch die Erfahrung auf das beste unterstützt worden wäre, nichts gegolten, wenn sie nicht mit der allgemeinen Hypothese, die man einmal angenommen hatte, zusammen gepaßt hatte; heut zu Tage, wo die Physiker mehr beobachten als raisonniren, oder vielmehr nur nach Erfahrungen und Beobachtung raisonniren, kann die sinnreichste Hypothese über den Haufen geworfen werden, sobald ihr nur Fakta entgegengesetzt werden können. Auf diese Art nimmt die Wissenschaft einen schnellern Fortgang, und jeder Tag wird gleichsam mit neuen Entdeckungen bezeichnet.

Uebrigens haben sich die physischen Wissenschaften durch einander selbst vervollkommenet; die Anatomie hat das Geheimniß von einer Menge Functionen weggenommen, welche der Physikus nicht erklären konnte. Die

Chemie hat neue Fakta, neue Resultate hervorgebracht, welche die alten Theorien aufgehoben, und den Beobachter über die Composition und Organisation der Wesen, an deren Kenntniß ihm so viel gelegen war, aufgeklärt haben; endlich hat die Naturgeschichte, die jetzt weit mehr studiert wird, neue Mittel an die Hand gegeben, die Geheimnisse der Natur zu erforschen.

So wie sich aber eine Wissenschaft bereichert, so vermehren sich auch die Kunstwörter derselben, und ihr Ueberfluß oder ihre Dunkelheit schrecken den Liebhaber ab, sich damit abzugeben.

Eines von den geschicktesten Mitteln, diese Hindernisse zu entfernen, ist unstreitig die Lectür eines Werkes, worinn man alle Kunstwörter und physische Ausdrücke vereinigt und erklärt findet, und gegenwärtige Schrift ist ein solches Werk. Die Experimentalphysik hat dem Herrn Sigaud de la Fond schon vieles zu danken; seine Elementarbücher sind mit großem Beyfall aufgenommen worden.

Die Form eines Dictionnaire scheint nur ein bloßer Vorwand zu seyn, um den Lesern die Grundsätze dieser Wissenschaft selbst, und die Anwendung derselben auf die Wirkungen der Natur vorzutragen, und die Quellen anzudeuten, woraus man ausgebreitete Kenntnisse schöpfen kann.

Bei jeder Erklärung eines Ausdrucks, der irgend eine Wirkung bezeichnet, giebt der Verfasser zugleich eine deutliche und genaue Idee von dieser Wirkung; zeigt, wie man damit zu Werke gehen müsse, und führt den Leser unvermerkt zu einer physischen Erklärung dieser Wirkung. Ist es ein Ausdruck, der sich auf irgend ein Gesetz der Natur bezieht, so erklärt er zugleich dieses Gesetz. Ist es ein Ausdruck, der einigen Funktionen der animalischen Oekonomie gewidmet ist, so giebt er eine Hauptidee von der Struktur der Theile, welche dabey zu thun haben,
und

und fügt eine kurze Nachricht von den glaubwürdigsten Meinungen über diese Funktion hinzu.

Doch sind alle Artikel dieses Wörterbuchs, die nicht eigentlich in die Physik einschlagen, nur kurz behandelt. Es ist deswegen gut, das Publikum zu benachrichtigen, daß es ihm nicht zugleich statt der Wörterbücher der Chymie, der Anatomie, der Physiologie und der Naturgeschichte seyn kann. Aber alle bloß physische Artikel sind darinn mit aller nothwendigen Umständlichkeit behandelt, so daß es ein vollkommnes Lehrgebäude ausmacht. Man findet darinn alle neue Entdeckungen fremder und auswärtiger Gelehrten; sie sind alle in ihr gehöriges Licht gestellt, aber mit viel Kürze.

Der Verfasser hat für gut gefunden, keine mathematischen Artikel in sein Buch aufzunehmen; und er hat Recht. Sie wären den Mathematikern unnütz gewesen, und auch denen, die es nicht sind, hätten sie keinen Nutzen geschafft.

2.

Essai sur l'art d'imiter les eaux minerales; ou de la Connoissance des eaux minerales, et de la maniere de se les procurer en les composant soi-même dans tous les tems et dans tous les lieux. Par M. Duchanoy, docteur-regent de la Faculté de medecine de Paris, et de l'academie des sciences, arts et belles lettres de Dijon. In 8. de 402 pages. à Paris, chez Mequignon l'ainé 1780.

Die wirksame Kraft der mineralischen Wasser in der Behandlung einer großen Menge von Krankheiten hat schon längst den Wunsch erregt, alle Personen,
 M m 4 die

die dieses Hülfsmittels bedürfen, in den Stand zu setzen, sich selbiges zu bereiten, weil sie es theils der Entfernung, theils der großen Kosten wegen nicht immer haben können. Ueberdies sind nicht einmal alle mineralische Wasser des Transports fähig, und diejenigen, welche versüßt werden können, verlieren doch immer viel von ihrer Kraft. Dieses große Hinderniß würde also gehoben seyn, wenn man sie nachmachen könnte. Jedermann könnte sich derselben bedienen, dessen Einbildung nicht bedürfte durch Zerstreung und Lustbarkeiten geheilt zu werden. Um aber diese Wasser vollkommen nachzumachen, muß man sie genau kennen. Der Gegenstand des Verfassers ist demnach, die Bestandtheile derselben kennen zu lernen, und Mittel ausfindig zu machen, ihnen die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten zu geben, die sie charakterisiren.

Nachdem der Verfasser über die Ursachen der Verschiedenheiten, die man zu gewissen Zeiten in den mineralischen Wassern selbst findet, einige Bemerkungen gemacht hat, so schließt er, indem er von diesem Gesichtspunkt ausgeht, daß die durch Kunst nachgemachten vor den natürlichen noch viel Vortheil voraus haben würden. Hierauf entwickelt er den Plan seines Werks. Er theilt die mineralischen Wasser ein in die alkalischen, erdartigen, eisenartigen, simpel warmen, mit fauler Luft geschwängerten (*thermales galeuses*) seifenartigen, schwefelartigen, pechartigen und salzartigen. Nummehr geht er alle Arten durch, und zergliedert ihre Bestandtheile. Wir können uns h'erbey nicht aufhalten, sondern empfehlen das Werk allen Physikern, Chymisten und Aerzten. Herr Duchanoy hat seinen Untersuchungen über die Natur der verschiedenen mineralischen Wasser von den meisten sehr wohl gerathene Analysen beygefügt; liefert alsdann ein Verzeichniß der berühmtesten von jeder Art; und lehrt endlich, wie man sie selbst zubereiten könne.

Recherches physiques sur le feu. Par M. Marat, Docteur en medecine, et medecin des gardes-du-corps de Mgr. le Comte d'Artois. In 8. de 202 pag. avec figures. à Paris, chez lombert, fils aîné, 1780.

Ich habe, in dem dritten Stücke dieses Magazins, das 1779 erschienene Werk des Herrn Marat über das Feuer, die Elektricität und das Licht angezeigt. Gegenwärtig mache ich meine Leser mit einem andern Werke von ihm bekannt, welches die Frucht eines noch reifern Nachdenkens ist. Seit 2000 Jahren schrieb man über die Natur des Feuers, und man kannte noch weder seinen Urstoff, noch seine Art zu wirken; kaum hatte man seine ersten Wirkungen beobachtet. Anstatt die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, überließen sich die Physiker ihrer Einbildungskraft: alle ihre Bemühungen liefen auf nichts als auf sinnreiche Speculationen und gelehrte Träumereien hinaus.

Was ihren Versuchen hauptsächlich entgegen war, ist die unübersteigliche Schwierigkeit, das Feuer an und für sich selbst zu untersuchen. Dieses Hinderniß, welches unüberwindlich zu seyn schien, hat Herr Marat durch eine eben so simple als sinnreiche Methode überstiegen. Er hat es so weit gebracht, den Urstoff der Wärme sichtbar zu machen, abgefondert von dem entzündbaren Urstoff, in dem Augenblicke, wo er aus den brennbaren Körpern, die er durchdrungen hat, mit Gewalt entflieht.

Nachdem er die Existenz des Feuerfluidums dargethan hat, indem er es, so zu sagen, unter den Augen des Zuschauers fixirt, so untersucht er die charakteristischen Eigenthümlichkeiten desselben; hierauf vergleicht er

es mit den flüssigen Materien, mit welchen es die meiste Verwandtschaft hat. Man hatte die Feuermaterie mit der elektrischen Materie vermischt; der Verfasser beweiset durch fleißige Erfahrungen, daß diese Substanzen wesentlich von einander unterschieden sind. Man hatte sogar die Feuermaterie mit der Lichtmaterie vermenget; Herr Marat beweiset durch noch geprüftere Erfahrungen, daß auch diese Substanzen wesentlich von einander verschieden sind; er thut noch mehr: er beweiset, daß sich der Urstoff oder das Principium der Wärme nicht in den Sonnenstralen befindet. Dieß klingt paradox; aber, so wie es der Verf. erklärt, ist beynahe nicht daran zu zweifeln.

Diese Wahrheiten vorausgesetzt, so ist es klar, daß die Feuermaterie ein Fluidum besonders fermire. Nach dem Verfasser werden Feuer und Wärme durch die mehr oder minder schnelle Bewegung dieses Fluidums hervor gebracht. Er untersucht nicht nur die Natur dieser Bewegung, sondern er beweiset sie auch augenscheinlich. Hierauf betrachtet er einen Augenblick die Quantität des Feuerfluidums, welche in dem ganzen Weltgebäude verbreitet ist, handelt von der Nothwendigkeit des Zuflusses der Luft zur Deflagration; und beweiset, daß die Luft dem Feuer keineswegs zur Nahrung dient, wie die Physiker behaupten. Hierauf folgen Erfahrungen über die ausbreitende Gewalt des Feuerfluidums, über seine Wirkungssphäre, seine Art zu wirken, u. s. w. Alles dieses ist auf eine gründliche und deutliche Art behandelt. In dem Artikel von der Nahrung des Feuers beweist der Verfasser, daß sich das Feuer, kraft einer besondern Verwandtschaft zwischen seinen Globulis und den Moleculis des Phlogistikons, allein mit den entzündbaren Materien verbindet, und daß es auf seiner Nahrung fixirt bleibt.

In dem

Indem er von dem Grade der Wärme handelt, dessen verschiedene Körper fähig sind, beweiset er wider die angenommene Meynung, daß die Flamme weit brennender ist als die Kohle, und immer um so viel brennender, als die Luft leichter und reiner ist, so daß der abgezogene Brandwein, den man so ansieht als ob er kaum einige Wärme hätte, in diesem Stücke den ersten Rang behauptet.

Von da geht Herr Marat zu den Ursachen der Erhaltung der Körper, zu den Ursachen der Entzündbarkeit brennbarer Materien, der Farben des Feuers, und der Gestalt der Flamme über. Von dieser Gelegenheit beweiset er wider die allgemeine Meynung, daß die Flamme nicht kraft der Geseze der Hydrostatik steigt, und daß sie immer die Gestalt eines länglichten Kegels annehme.

Der Verfasser hat eine besondere Methode die Physik zu behandeln, eine Methode, welche von allen Physikern angenommen werden sollte. In seinen Schriften findet man keinen brausenden Ton, kein Geschwäg, keine Abschweifungen auf fremde Materien: immer simple und deutliche Fakta, aus welchem er fast nie andere als unmittelbare Folgen zieht, und immer sind Richtigkeit, Reinigkeit und Neuheit der Ideen mit Deutlichkeit und Bestimmtheit des Stils gepaart. Dieses Elementarbuch über das Feuer ist schon in einigen Collegien zum Lehrbuch angenommen worden.

4.

Essai sur les alimens pour servir de Commentaire aux livres diététiques d'Hypocrate; nouvelle edition, corrigée et augmentée. à Paris, chez Didot jeune, Libraire-imprimeur de la Société Royale de Médecine, quai des Augustins, 1781. 2 vol. in 12. Prix 6 liv. rel.

Dieses Buch, welches mit dem Privilegium der königlichen Gesellschaft der Medicin gedruckt ist, verdient nicht nur von Kunstverständigen studiert zu werden, sondern in jedermanns Händen zu seyn. Herr Doktor Lorré hat hier die sichern Kenntnisse, die man über die Nahrungsmittel hat, in ein Buch zusammengesamlet, und beweiset, daß das, was gewöhnlich durch den allgemeynsten Empirismus dirigirt wird, dennoch gewissen Gesetzen unterworfen ist, von denen man sich ohne Gefahr nicht entfernen kann.

5.

Recherches sur la rage par Mr. Andry, lues à la Société Royale de Médecine, nouvelle édition &c. à Paris, chez Didot le jeune, 1780 in 12. Prix 3 liv. rel.

Auch dieses Werk ist mit dem Privilegium der königlichen Gesellschaft der Medicin gedruckt. Die erste Ausgabe wurde sehr gut aufgenommen, und zog daher bald eine neue nach sich, welche an einigen Orten vermehrt ist. Es ist auch noch ein Artikel von 142 Seiten angehängt, worinn von der Behandlungsart Nachricht gegeben wird, die man zu Seulis an zwanzig Personen versucht hat, welche von einem wüthenden Hunde gebissen worden waren.

Recherches et observations sur les loix feodales, sur les anciennes conditions des habitans des villes et des campagnes, leurs possessions et leurs droits. Par M. Doyen, Avocat. à Paris, chez Valade et chez Laporte, 1780.

Dieses Unternehmen war ein Werk, welches Fleiß und Muth erforderte. Der Verfasser sucht von dem Lehn-Gouvernement, welches in jedem Distrikt, in jeder Herrschaft, auf jedem Lehngute, alle Einwohner, welche darinn geboren wurden, zusammen verband, ein treues Gemälde zu liefern. Man kannte keine Stadt, welche von einer andern abhängig gewesen wäre; keine eigentliche Hauptstadt, wenn man Paris ausnimmt, welches immer die Residenz der Könige von Frankreich gewesen ist, und vornehmlich unter dem dritten Stamm. Die Bewohner der Städte nannten sich Bürger; sie konnten ohne Erlaubniß des Herrn nicht aus einer Stadt in die andere ziehen, sie mochten nun dort wohnen, oder sich dahin verheirathen wollen. Diese Erlaubniß erhielt man nur gegen Erlegung einer gewissen Summe. Oft aber hoben die Grafen Leute aus ihren Städten aus, um damit Geschenke zu machen. Das Haus eines Grafen bestand aus einem Vicomte, einem Bannrichter, einem Fähn- junker, einem Sekretär, einem Stallmeister, einem Kapellan, einem Arzt, einem Schulmeister, fünf Kammerdienern, einem Bäcker, zween Köchen, zween Maul- eseltreibern, zween Stallknechten, und einem Hundejungen.

Die Landleute waren kleinen Tyrannen unterworfen, und machten sich wenig aus dem Eigenthum: denn sie waren keinen Augenblick der Frucht desselben sicher. Sie

Sie bauten daher so viel Holz als möglich um ihre Wohnungen herum, um sich wider die plötzlichen Ueberfälle zu schützen.

Der Adel wurde nicht gekauft, sondern beruhte bloß auf Abkunft und Besitz von Lehngütern. Die Grafen und die Geistlichen in den Städten und die Herren auf dem Lande übten, unter dem Titel der Gerechtigkeit, eine fast gränzenlose Gewalt gegen ihre Leute aus. Die Art, wie sie diese Gerechtigkeit verkauften, und der Nutzen, den sie daraus zogen, ist fast unglaublich. Noch im 14 Jahrhundert war es üblich, sich von Verbrechen und Vergehungen loszukaufen.

Bis zum 13 Jahrhundert hatte jeder Distrikt in Frankreich besondere und eigene Gesetze, nach welchen er regiert wurde. Damals waren keine Personen nöthig, die Gesetze auszulegen. Dieser Stand entstand erst, als der heilige Ludwig das römische Recht eingeführt hatte. Die entfernteste Advokatenepoche, die man kennt, ist schon vor dem Jahre 1148 gewesen. Die Epoche der Procuratoren steigt ins 13 Jahrhundert hinauf. Die Notarien waren ursprünglich nur Sekretäre des Grafen. Sie machten die Friedenstraktaten mit den Nachbarn, und überhaupt alles, was die Familie des Grafen und seine Vasallen angien. Man hieß sie *cleres du palais*. Erst im 15 Jahrhunderte bekamen sie den Charakter eines Notars.

Im 13 Jahrhunderte nahm die Prozeßsucht sehr zu, weil die Prozesse überhaupt leichter geworden waren, und die Justizbeamten schon einen ansehnlichen Nutzen daraus zu ziehen wußten. Der Verf. führt hierüber viel Anekdoten an, von denen wir uns aber nicht aufhalten können.

Er läugnet, daß sich Niemand das Recht der Justiz ohne einen ausgefertigten Titel vom Könige zueignen könne, und behauptet, daß die Grafen als Grafen im 12 Jahrhunderte die Justiz allgemein ertheilten.

Herr Doyen widerlegt auch den alten durchgängig angenommenen Irrthum, daß der geistliche Zehnten eine göttliche Einrichtung gewesen. „Vor dem 10 Jahrhunderte waren wenig Pfarrer, es befanden sich nur welche in Städten und ansehnlichen Flecken. Die Adlichen, welche den Willen und das Vermögen hatten Kirchen zu bauen, verlangten Geistliche von den Bischöfen, die sie ihnen auch bewilligten, mit der Bedingung für ihren Unterhalt zu sorgen. Hierauf ward ihnen die Frucht der Arbeit der Leibeigenen mit den Edelleuten gemein. Als aber in der Folge der Zehnten von der Erndte bewilliget wurde, so konnten die Geistlichen keine Leibeigenen mehr zu ihren Befehlen haben, sondern mußten selbst auf die Felder gehen, ihren Antheil zu holen. Dieses ist der Ursprung des Zehnten.“

Ueber den Stand der Aerzte in Frankreich müssen wir auch noch eine Bemerkung des Verfassers anführen. Ihr Ursprung steigt nicht weiter als bis ins 11 Jahrhundert hinauf. „Man findet einige Aerzte bey den Großen, welche mit der Kenntniß, die man von der Medicin hatte, den damals so im Schwange gehenden Aberglauben verbanden. Sie waren zugleich Astrologen, und diese vereinte Wissenschaft trug viel zu ihrer Existenz bey. Seit der Reformation vom Jahr 1552 dürfen sie sich verheirathen: vorher wurde die Arzneykunst nur von Geistlichen ausgeübt. Von der Chirurgie wußte man nicht viel. Einige trieben sie in den Städten, ohne sie studiert und den Titel dazu zu haben. Dieser Mangel an Chirurgen machte, daß man zu den Heiligen seine Zuflucht nahm, und einem jeden die besondere Kraft zuschrieb, dieses oder jenes Uebel zu heilen.“

Von dergleichen Bemerkungen ist das Werk voll. Es ist unter den Aupicien des Policeylieutenants, Herrn le Noir, erschienen.

Theatre à l'usage des jeunes personnes. à Paris, chez Panckoucke et en Suisse chez les libraires associés 1780. Tome II.

Sch habe in dem zweyten Stücke dieses Magazins eine ausführliche Rechenschaft von dem ersten Bande gegeben. Der zweyte ist eben so vortreflich. Mein damals geäußertter Wunsch, daß dieses Theater unsern jungen Leuten in einer Uebersetzung vorgelegt werden möchte, ist bald darauf in Erfüllung gegangen. Es sind deren zwey erschienen, aber die bessere ist bey Crusius ans Licht gekommen, und befindet sich gewiß schon in den Händen aller jungen Frauenzimmer, die einer guten Erziehung genießen. Ich will mich deswegen auch so kurz als möglich fassen. Dieser zweyte Band enthält:

1) Die Blinde von Spa. Eine arme Schusterfamilie, bey welcher Edelmuth und Wohlthätigkeit wohnen, erhält und pflegt eine arme Blinde, die ihnen nichts angeht, auf eine solche Art, als wenn sie ihr alles zu danken hätte. Eine großmüthige Engländerinn, die sich bey einem alten ehrwürdigen Kapuziner nach der ärmsten aber tugendhaftesten Familie in Spa erkundiget, um ihr ein kleines Glück zu machen, belohnt sie für ihre Tugend auf eine sehr edelmüthige Art.

2) Die Taube. Zwo Schwestern haben eine Nichte zur gemeinschaftlichen Freundin, die sie sehr lieben. Sie ist eben von Paris zurückgekommen, und schildert ihnen die dasigen Menschen und Gebräuche nicht aufs vortheilhafteste. Amalie, die eine der beyden Schwestern, ist ein sehr gutes Mädchen, die andere, Rosine, ist eben auch nicht schlimm, aber sie ist sehr aramöhnisch; sie liebt Amalien und schäht sie, aber sie ist auf alles eifersüchtig, was ihr Vergnügen macht. Daher ist sie auch
auf

auf die Nichte sehr eifersüchtig, aber sie treibt diese Leidenschaft noch weiter. Amalie hat eine Taube, die sie liebt: Rosine stiehlt ihr sie weg. Amalie kränkt sich sehr über ihren Verlust; darüber wird doch Rosine gerührt und beschämt, bringt ihr die Taube wieder, und gelobt Besserung an. Hierdurch wird nun das schwesterliche Band ihrer Freundschaft noch inniger.

3) Cecilie oder das Opfer der Freundschaft. Cecilie geht ins Kloster, um ihrer geliebten Schwester ihren Liebhaber wieder zu geben, den ihr seine geizige Mutter des mittelmäßigen Vermögens wegen nicht lassen wollte. Die Schwester kommt vor dem Tage ihrer Einkleidung im Kloster an, wirft sich ihr zu Füßen, bittet sie, von ihrem Vorhaben abzustehen, und entdeckt ihr zugleich, daß ihr Onkel ihnen beyden eine sehr große Erbschaft hinterlassen. Cecilie haßte das Kloster, und hatte es bloß ihrer Schwester zu Liebe gewählt: sie ist noch unentschieden, als eine andere junge Novize, die ihre Freundin ist, der Schwester ihr Opfer und ihren Widerwillen gegen das Klosterlebens entdeckt. Die Schwester erstaunt und nimmt Cecilien mit sich. Cecilie bietet der jungen Novize eine Freystatt bey sich an, wenn sie mit ihr gehen wolle, aber diese schlägt es aus. Die Aebtissin und die Nonnen werden sehr verhaßt geschildert.

4) Die großmüthigen Feindinnen. Zwo der tugendhaftesten Seelen waren zehn Jahre lang ein seltenes Muster der Freundschaft gewesen. Eine davon will sich an einen Mann verheyrathen, den ihr die andere abräth, weil sie ihn ihrer unwürdig findet. Sie wird aber verläumdert und die Heyrath geht vor sich. Ihr eigner Mann und seine Schwester verschwören sich, ihr diese Freundin verhaßt zu machen; und entdecken ihr, daß sie ihr aus Eifersucht abgerathen, diesen Mann zu heyrathen. Von Stund an wird alle Freundschaft abgebrochen. Beyden verursacht es unendliches Leiden. Die Unverheyrathete

erfährt die Ursache des Kaltsinns der andern und entdeckt sie nicht, um ihr nicht die nächsten Blutsfreunde verhaßt zu machen, mit denen sie leben muß. Die Verheyrathete schweigt auch, um ihrer ehemaligen Freundin nicht die Achtung zu rauben, in welcher sie bey der Welt stand. Beyde beobachten ein großmüthiges Stillschweigen. Eine gemeinschaftliche Freundin, welche den ganzen Werth der häuslichen Glückseligkeit kennt, und für Freundschaft die edelsten Gefühle hat, ist eben mit ihrem Gemahl aus Schweden zurückgekommen. Sie versucht es, die Ursache ihrer Uneinigkeit zu entdecken, und sie, wo möglich, mit einander auszuföhnen. Ein unglücklicher Umstand giebt ihr zu einer glücklichen Gelegenheit Anlaß, ihr Vorhaben auszuführen. Die Verheyrathete der beyden Freundinnen wird von ihrem Manne, der ihr ganzes Vermögen durchgebracht hat, verlassen. Die andere entdeckt nunmehr die Betrügeren. Beyde söhnen sich in dem Hause der gemeinschaftlichen Freundin mit einander aus, und sind wieder die vorigen. Die arme Verlassene bleibt nun auf immer in den Armen ihrer liebsten treuesten Freundin, die sie nie hassen konnte, und deren Verlust sie bisher immer betrauert hatte.

5) Die gute Mutter. Die Gräfinn von Arsen, geliebte Gemahlinn eines rechtschaffenen Mannes, ist zugleich ein Muster von einer guten Mutter. Sie wendet, außer ihren Geschäften, die Hälfte der Zeit auf Erlernung nützlicher Kenntnisse, bloß um sie ihren Töchtern selbst wieder bezubringen. Eine gute Gouvernante unterstützt sie. Ihre drey Töchter sind gute vortreffliche Mädchen. Die jüngste zwar noch ein Bißchen leichtsinnig, aber doch gut. Einen großen Contrast macht dagegen eine verheyrathete Cousine dieser Schwestern, die sich durch ihr Betragen sehr lächerlich und verhaßt macht. Die älteste von den drey Töchtern der Gräfinn von Arsen ist erwachsen und heißt Emilie. Sie ist schön, liebenswürdig, und besitzt
alle

alle weibliche Tugenden in großer Vollkommenheit. Ein junger reicher portugiesischer Graf, der seit Jahren in ihrem Hause aus- und eingegangen, liebt Emilien, und hält um ihre Hand an. Die Mutter, welche schon längst seine Neigung zu ihrer Tochter an ihm wahrgenommen, und auch bemerkt hat, daß er Emilien nicht gleichgültig ist, hat ihn längst geprüft, und einen edel denkenden Mann in ihm gefunden. Sie hält ihn ihrer Tochter würdig. Aber die Bedingung ist, sie nach Portugall zu führen. Dieß geht der Mutter und dem Vater sehr hart ein. Doch die Mutter läßt die Vernunft über ihr Herz siegen. Sie thut Emilien den Antrag. Dieß giebt zu einer sehr wehmüthigen Scene Anlaß. Emilie will sich nicht von ihrer geliebten Mutter trennen. Diese aber, welche jetzt noch mehr in ihrem Glauben bestärkt wird, daß sie den Grafen liebt, redet ihr zu; und Emilie gehorcht. Der Contract wird vorgelesen: aber die Mutter kann ihn nicht aushalten, und entfernt sich. Der edelmüthige junge Graf verschreibt ihr darinn nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern macht auch darinn zur außerordentlichen Bedingung, sie nie nach Portugall zu führen, sondern mit ihr in Frankreich zu bleiben. Er hatte bloß prüfen wollen, ob ihn Emilie stark genug lieben könne, um auch ihre Eltern zu verlassen, und mit ihm nach Portugall zu gehen. Diese freudige Nachricht wird nun der betrübten Mutter hinterbracht, und die ganze Familie fühlt ihre ganze häusliche Glückseligkeit gedoppelt stark.

6) Die ränkefuchtiqe Frau. Eine Marquisinn hat den Kopf voll lauter Ränke. Sie verspricht verschiedenen ein Amt, das sie nur durch ihren Einfluß zu vergeben hat, und verschafft es einem dritten. Ihre Bediente zahlt sie ebenfalls nach einiger Zeit mit Aemtern aus, die sie nichts kosten. Aber durch die Lügen einer schlecht erzogenen Tochter wird einmal ihr ganzer Plan verdorben, und sie wird bey dieser Begebenheit in ihrem ganzen Lichte erkannt.

8.

De la litterature allemande; des defauts qu'on peut lui reprocher; quelles en font les causes, et par quels moyens on peut les corriger. In 8. à Berlin, chez Decker, 1780.

Diese Schrift ist meinen Lesern schon zur Gnüge bekannt, als daß ich sie aus dieser Absicht hier erst anzeigen sollte. Einige Zeitungen, welche nicht geschmeichelt haben, haben auch schon alles das gesagt, was für Deutschland etwa zu sagen war, wiewohl aus dieser Absicht nicht einmal etwas zu sagen nöthig gewesen wäre, weil Jedermann den Zustand der deutschen Litteratur schon besser kennt, und gleich einseht, daß der Verf. dieser Schrift entweder um dreßzig und mehrere Jahre in den Kenntnissen seiner vaterländischen Litteratur zurück ist, oder daß er die Schrift vor dreßzig Jahren aufgesetzt und nur hie und da etwas verbessert hat, je nachdem sich seine Kenntnisse darüber vermehrt haben. Zum Glück kennen selbst die Franzosen unsere Litteratur schon besser, und wundern sich, wie ich aus einer französischen Recension dieser Schrift erschen habe, daß der Tod Abels übergangen worden, und daß sie den Namen Lessing, (unsers großen, leider! nun auch hingefunkenen Lessings) nicht gefunden. Wenn sie unsere großen Männer alle kennen, so würden sie sich vielleicht noch mehr wundern, daß so viele übergangen worden sind. Viele Franzosen werden nun schon die Nase etwas höher tragen, *le roi de l'Allemagne* (wie gegen mich ein Franzos den König von Preußen aus Unwissenheit nannte) die deutsche Litteratur selbst so herabsetzt, weil sie doch nicht anders vermuthen können, als daß er ihren Zustand genau kenne, und sie empor zu bringen suche. Es wäre zu wünschen, daß sich einer unserer guten Köpfe, der geschmackvoller Litterator genug wäre, entschließen möchte, eine Widerlegung

gung dieser Schrift für die Ausländer aufzusehen. Aber freylich müßte sie ohne alle Pralerey abgefaßt werden, denn sonst möchte sie die widrige Wirkung haben, daß man ihr keinen Glauben beymäße. Die Beantwortung unsers würdigen Herrn Abts Jerusalem ist bey weitem nicht hinlänglich, den Ausländern eine bessere Meinung von unserer Litteratur bezubringen. Aber es ist dem verdienstvollen Manne zu verzeihen, daß er nur sagte, was er wußte, oder was ihm sein Gedächtniß noch angab, weil er dazu aufgefordert worden war, und nicht aus eignem Antrieb geschrieben hatte.

Die französische Recension, von welcher ich vorhin rebete, und die sich in dem Journal Encyclopédique, im zweyten Theil des Monat Jänners befindet, schließt sich auf folgende Art. „Friedrich II. wird ohne Zweifel eilen, dieser Prometheus in seinen Staaten selbst zu seyn; er wird als Regent sorgen, daß die Plane, die er als Privatmann entworfen hat, ausgeführt werden; seine Rathgebungen werden Gesetze seyn; und wir glauben gern, daß alle andere Fürsten des deutschen Reichs, welche den Nutzen derselben einsehen, diese Gesetze annehmen, oder wenigstens nachahmen werden.“

9.

L'homme de ma Connissance, comédie en 2 actes et en prose. Par M. Mercier. A Amsterdam et se trouve à Paris, chez la veuve Ballard et fils, 1780. Prix 1 liv. 4 sols.

Dieses Stück, welches noch auf keinem öffentlichen Theater gespielt worden, ist, wie wir aus dem Vorbericht sehen, eines von den ersten Werken des Verf. Es ist ehemals in verschiedenen Abschriften herumgegangen; aber man soll es nun als neu ansehen, weil es der Verf. sehr verändert hat. Es ist bloß auf einigen gesellschaftlichen Theatern gespielt worden.

Dieser l'homme de ma Connaitance ist eines von den abgeschmackten Originalen, deren Geschmack sich mit jeder Minute verändert. Er heißt Volanges. Wie er erscheint, so ist er noch in Celimenen verliebt; kaum aber erblickt er die Gebieterinn seines Freundes, Madame de Rossan, so wird er der Anbeter von dieser. Drauf erscheint Marton, das Kammermädchen, und auf einmal ist Volanges der Madame de Rossan, der Marton wegen, untreu. Endlich erklärt er sich gar für die Tante der Madame de Rossan, die, wie sie ihn selbst drauf aufmerksam macht, schon funfzig Jahre auf den Rücken hat. Bey der Entwicklung bekennt Volanges seinen Leichtsin, den er nicht überwinden kann; er bittet die Madame de Rossan, ihn zu entschuldigen, und seinem Freunde die Hand zu geben. Marton aber bekömmt ein Heyrathsgut, damit sie den Frontin, seinen Bedienten, heyrathen kann. — Die Einförmigkeit des Inhalts läßt errathen, daß das Stück nicht vorzüglich seyn kann.



III.

Uebersetzungen.

I.

Les nouvelles decouvertes des Russes entre l'Asie et l'Amerique, avec l'histoire de la conquête de Siberie et du commerce de Russes et des Chinois. Ouvrage traduit de l'anglois de M. Coxe. A Paris, Hôtel de Thou, rue des Poiteoins, 1781 in 4. de 314 pag. Prix 9 liv. en feuilles, 9 liv. 10 sols, br.

Herr Coxe hat während seines Aufenthalts zu Petersburg alles zu sammeln gesucht, was die Schifffahrt, die Lage, und den Handel der Inseln, die Kamtschatka gegen

gegen Morgen liegen, angeht: er hat auch die verschiedenen Reisejournale zusammen gebracht, welche die Expedition von Bering und Tschirikoff 1741 betreffen: und als er hörte, daß ein sehr gutes deutsches Werk existire, welches 1776 erschienen, und einen authentischen Bericht von den Reisen, welche die Russen 1745 bis 1770 gemacht haben, enthielte, so hat er sich desselben bedient, und Zusätze dazu gemacht, die ihm nöthig zu seyn geschienen. Aber dieses Werk, welches er in das seinige eingeschmolzen, macht kaum die Hälfte desselben aus.

In der That hat sich Herr Core drey Journale verschafft, die noch in keiner Sprache bekannt gemacht worden sind: nämlich das Journal von Krenitzin und Leswaszeff, die Beschreibung der Reise des Lieutenant Synd, und den Bericht von der Expedition von Schaulaurowff. Das erste war auf Befehl der russischen Kaiserinn, dem Doktor Robertson nebst einer Reisecharte mitgetheilt worden, und dieser berühmte Geschichtschreiber hat dem Herrn Core erlaubt, sie in seine Sammlung einzurücken. Es ist dieses um so wichtiger, weil diese Expedition, welche auf Kosten der Krone gemacht worden ist, die Authenticität der Entdeckungen der Kaufleute bestätigt.

Weil die Russen den Chinesern die Pelzwerke von den Inseln verkaufen, welche sie neuerdings entdeckt haben, so bemühte sich Herr Core, über den Handel dieser beyden Nationen, von dem wir nur noch sehr unvollkommene Begriffe haben, Untersuchungen anzustellen. Diese Untersuchungen verleiteten ihn, sich mit der Geschichte der Eroberung von Siberien zu beschäftigen, weil Rußland dieser Eroberung seine Gemeinschaft mit China und seine neuen Entdeckungen zu verdanken hat. Alle diese Gegenstände sind sehr interessant, und es ist gut, daß sie Hr. Core in einen Band gesammelt hat. Der Uebersetzer sagt: ich habe in dem Original Veränderungen vorgenommen, damit ich Ordnung und Reinigkeit ins Werk

brächte, und habe mich genöthiget gesehen, viel Noten beizufügen. Das ist alles sehr gut; aber er scheint eine wesentliche Veränderung übergangen zu haben. Was in dem Werke des Hrn. Coxe den zweyten Theil ausmacht, sollte natürlich den ersten ausmachen, 1) weil die Eroberung von Siberien der Ursprung der Progressen der Russen in dem nördlichen Asien, ihrer Verbindungen mit den Chinesern, und ihrer neuen Entdeckungen ist; 2) weil der erste Theil nicht eher völlige Gnüge leistet, als bis man mit dem Inhalte des andern bekannt ist. Die Geschichte der Eroberung von Siberien, und des Handels der Russen und Chineser, sollte also den ersten Theil, und die Geschichte der Entdeckungen der Russen zwischen Asien und Amerika den andern Theil ausmachen.

2.

Les amours et la mort de Didon, poëme traduit de Virgile, par M. L**. In 12. de 51 pag. à Amsterdam et se trouve à Paris, chez Esprit, 1780.

Alle Welt gesteht, daß das vierte Buch der Aeneide eines der bearbeitetsten und vollkommensten dieses Gedichts ist. Der Uebersetzer hat sein Möglichstes zu thun gesucht: aber freylich ist das nicht allemal hinreichend, die Arbeit gut zu machen. Hier ist eine der besten Stellen von seiner Uebersetzung. Aeneas macht sich fertig, Carthago heimlich zu verlassen.

Mais bientôt les cent voix de l'agile couriere
De son départ furtif denoncent les apprêts
A ce bruit, tout-à-coup franchissant le palais,
Didon, l'oeil enflammé, court, aveugle furie.
Au sein mystereux d'une bruyante orgie,
Telle on voit la bacchante, exhalant ses fureurs,
Meler au cistre aigu, ses nocturnes clamours,

Vers le Troyen enfin allant d'un pas rapide:
L'as-tu donc esperé, croyois-tu donc, perfide,
A mes regards trompés derobant ton forfait,

Me trahir sans peril, par un depart secret?
 Nos mutuels amours, l'hymen, ta foi jurée,
 Ma mort, ma mort, cruel, par ta fuite assurée,
 Rien ne peut t'arreter: tu pars; tu n'attends pas,
 Tu n'attends pas que Flore ait banni les frimats?
 Au milieu des autans et des fureurs de l'onde
 Tu veux précipiter ta flotte vagabonde,
 Perfide! Si du moins Pergame etoit encor;
 Si, pour revoir les champs où combattit Hector,
 Tu bravois les remords, ma haine et le naufrage —
 Tu me fuis pour errer de rivage en rivage,
 Pour chercher au hazard des Lares ignorés;
 Ingrat, et tu me fuis! Ah! par ces noeuds sacrés,
 Par ta foi, par mes pleurs, par les maux que j'endure,
 Laisse tes vains projets, ne fais pas un perjure.
 Si la triste Didon a des droits sur ton coeur,
 Si près d'elle autrefois tu connus le bonheur,
 Arrête: prends pitié d'une epouse mourante,
 Vois ce que j'ai perdu pour être ton amante.
 Mes sujets m'adoroient: tu parois à ma cour,
 Et leur haine bientot succede à leur amour.
 Des peuples africains je regnois honorée,
 Je l'aime, et contre moi l'Afrique est conjurée,
 J'élevois mes regards, fiere de ma pudeur:
 Tu vins, et la vertu s'envola de mon coeur,
 Pour toi j'ai tout perdu: faut-il te perdre encore?
 Helas! si comme epoux Elise envain t'implore,
 Entends au moins la voix de l'hospitalité.
 Vois le sort qui m'attend; vois un frere irrité
 Assouvir dans mon sang sa vengeance acharnée;
 Vois le fier Yarbas me trainer enchainée!

Du moins s'il me restoit un gage de nos feux,
 Qui dans ses traits chers te peignit à mes yeux,
 Mon ame de ses maux seroit moins oppressée,
 Didon, lorsque tu pars, servit moins delaissée.

3.

Von der Histoire universelle, depuis le commence-
 ment du monde jusqu' à présent, composée en anglois
 par une societé de gens de lettres; nouvellement tradui-
 te en françois par une societé de gens de lettres, sind
 nunmehr 20 Bände erschienen, und mit diesem zwanzigsten
 fängt sich erst der 9te des Originals, und der Uebersetzung in
 4. an, die in Holland veranstaltet worden ist.

A n h a n g.

I.

Chymische Aufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften für die Mitglieder dieser Klasse.

Den 22 Dec. 1780 machten die Herren Macquer, Cadet, Lavoisier, Baumé, Cornette, et Berthollet, Mitglieder dieser Akademie, der Gesellschaft folgenden Bericht, welchen sie auch ihres Beyfalls würdig fand. „Viel neuere Chymisten von einem wohlverdienten Ruf, und besonders die Herren Brandt, Schaffer und Bergmann, haben behauptet, daß die Salpetersäure ohne andere Vermischung, eine gewisse Quantität Gold auflösen könnte. Da nun diese Wirkung auf die Sicherheit der wichtigen Operation der Scheidung Einfluß haben zu müssen scheint, so hat die Administration, welche davon unterrichtet worden, der Akademie verschiedene Fragen zugesandt, die sich auf diese Operation beziehen, über welche sie dieselbe um ihre Beantwortung befragt. Die Akademie hat folglich der Klasse der Chymie aufgetragen, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und alle mögliche Versuche anzustellen, um sie in den Stand zu setzen, die Fragen, die an sie gethan worden, auf eine bestimmte Art zu beantworten.

2.

Preisaufgabe der Universität von Paris.

Die Universität von Paris bestimmt für ihre Magister folgenden Gegenstand für den Preis der lateinischen Beredsamkeit, den sie in diesem Jahre zuerkennen soll. *Aetatem vere litteratam eam esse censendam, non quae scribentium et operum multitudine, sed quae excellentia praestat.* Dieser Preis, welcher von dem verstorbenen Buchdrucker Coignard gestiftet worden, ist 350 Livres. Die Reden, deren Lesung nicht über eine halbe Stunde dauern darf, werden vor dem ersten May eingesandt.

3.

Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften in Paris.

Die königl. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris, hat in ihrer Versammlung vom 28 Nov. 1780. den Herrn Abbé Brotier, an die durch die Promotion des Hr. Gailard zur Pension erledigte Stelle, zum Académicien associé erwählt.

Diese namliche Akademie hat einen Preis auf folgende Aufgabe ausgeschrieben: den Zustand der schönen und höhern Wissenschaften und der Künste unter den Callifaten des Saroun Arraschid, und seines Sohnes Al-Namoun zu untersuchen, vergleichen mit dem, worinn sie sich damals im Occident befanden. Der Preis ist eine goldene Medaille von 400 Livres, und wird 1782 zu Ostern ertheilt. Die Aufsätze müssen französisch oder lateinisch geschrieben seyn, und portofrey vor dem 1 Dec. 1781 an den beständigen Sekretär dieser Gesellschaft eingesandt werden.

4.

Französische Akademie.

Den 30 Nov. 1780 erwählte die französische Akademie den Herrn le Mierre, an die Stelle des Herrn Abbé Battaux; und den Herrn Grafen von Tressan, an die Stelle des Herrn Robé Candillac.

5.

Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Chalons an der Marne.

Die Akademie der Wissenschaften und schönen Künste hielt am 25 Nov. 1780. als am Tage des heiligen Ludwias, ihre öffentliche Sitzung, bey welcher der Bischof, Graf von Chalons, Pair de France, präsidirte. Des Nachmittags beschafte sie sich mit Ausheilung zweyer außerordentlicher Preise, jeder von 600 Livres. Der Gegenstand des einen dieser Preise, war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: Welches Krimmen in Frankreich die gelindesten Strafgeseze seyn, und doch die kräftigsten, um das Verbrechen durch schleunige und exemplarische Strafen zu bezähmen und auszurotten, ohne der Ehre und der Freyheit der Bürger zu nahe zu treten?

Unter einer großen Anzahl von Abhandlungen, welche die Akademie über diese Materie erhalten hat, haben vorzüglich drei ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen. Die erste ist vom Hr. Priffor, Parla-

Parlamentsadvokat zu Paris. Die zwote vom Herrn Bernardi, Advokat am Paflament der Provence. Die dritte vom Herrn de Goyon d'Arzac, ancien Conseiller au Parlement de Bordeaux. Beyden ersten ist der Preis zuerkannt worden, und die dritte hat ein Accessit erhalten.

Der Gegenstand des zwoenten Preises war, zu untersuchen: welches die vortheilhaftesten Mittel seyen, die Provinz Champagne nach den Absichten des Königs, nach dem Genie, der Lage und der Produkte dieser Provinz, zu administriren.

Besondere Ursachen haben die Akademie genöthiget, die Vertheilung dieses Preises aufzuschieben.

6.

Medicinische Fakultät von Paris.

Die medicinische Fakultät zu Paris hielt am 28 Dec. 1780 in den Schulen der Sorbonne ihre öffentliche Sitzung. Der Decanus kündigte an, daß für die Beantwortung der Aufgabe die Kennzeichen, das Prognosticon, und die Kur der Würmer im Magen und in den Eingeweiden zu bestimmen, Herr Amoureux der Sohn, den Preis; Herr Martin Cusson, der Sohn, das erste Accessit; und Herr Jean Baptiste Baumes das zweyte erhalten habe. Diese Autoren sind alle drey Doktoren der Universität von Montpellier.

Die Akademie bestimmte zugleich wieder einen Preis von 200 Livres für 1782. Die Aufgabe ist: die verschiedenen Arten von Convulsionen in der Kindheit, ihre Ursachen, ihr Diagnosticon und Prognosticon, und ihre Behandlung darzutun.

7.

Eloge des Dauphin, Vaters des Königs.

Der Preis von hundert neuen französischen Louisd'or, der zu einem zweyten Concurs für die Eloge des Dauphin ausgeschrieben wurde, ist dem Herrn Abbé Boulogne zuerkannt worden.

Ende des ersten Bandes.

